
1,40 DM / Band 33
BASTEI
Neuer Roman
Damona King
Die Bezwingerin der Finsternis
Mike Shadow
Das magische Duell



Das magische Duell

Damona King Nr. 33

Teil 3/3

von Roland Rosenbauer

erschienen am 26.05.1980

Das magische Duell

Der Mann stand vor dem Spiegel. Er war hager, hochgewachsen und trug einen schwarzen Anzug.

Sein Gesicht war bleich und sah ungesund aus.

Die stechenden Augen starrten auf das matte Spiegelglas.

Im Spiegel war der Mann nicht zu sehen. Hier zeichnete sich nur die Einrichtung des Raumes ab: Kostbare Teppiche, Gobelins, ein schwerer Eichenschrank und ein teueres Himmelbett.

In der Mitte des Zimmers schienen zwei rotglühende Augen zu schweben. Aus dem Spiegel heraus schienen sie den Mann anzublicken. Aber das schien nur so.

Tatsächlich waren die Augen das einzige, was von dem Unheimlichen im Spiegel abgebildet wurde.
Vampire haben kein Spiegelbild.
Aber Vampire können bei Tageslicht auch nicht existieren.
Dennoch strahlte die Sonne durch das geöffnete Fenster in den Raum. Der Vampir hatte für die einfallenden Sonnenstrahlen nur ein verächtliches Grinsen übrig.
Ihm konnte der Tagesstern nichts anhaben.
Er war kein simpler Vampir der Nacht, kein Schattenwesen, das durch den Biß eines anderen zum Vampir geworden war.
Der hagere Mann war ein Dämon – ein Vampirdämon, der in seinen Bewegungen keinerlei Beschränkungen unterworfen war.
Der Vampir lächelte, aber es war kein freundliches Lächeln.
»Gut gekämpft, Townsend«, murmelte er. »Aber ich werde dir zeigen, wer der Herr von San Francisco ist!«
Plötzlich schnippte er mit den Fingern, und die Spiegelfläche wurde milchig weiß.
»Zeig mir den Todeskandidaten«, sagte er leise.
Der Spiegel wurde dunkelrot, dann erhellte sich die Fläche wieder.
Die Szene zeigte einen großzügig eingerichteten Raum mit exotischen Pflanzen, einem großen Swimmingpool und einer Bar. An einem Tisch in der Nähe der Bar saß ein Mann.
Er schien zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt zu sein; sein Kopf war von halblangen schwarzen Haaren bedeckt. Seine Augen wirkten unheimlich. Zwischen seinen Zähnen hing eine Tabakspfeife, an der er kräftig sog.
»Ruh' dich nur aus, an deinem Piranha-Pool«, knurrte der Vampir.
»Lange wirst du dich nicht mehr an dieser Umgebung erfreuen können.«
Der Dämon schnippte mit den Fingern. »Spiegel, ich möchte etwas sehen!« befahl er. »Zeig' mir, was aus ihm werden wird, wenn er erst meinen Todeskeim in sich trägt…!«
Sofort bildete sich eine riesige schwarze Beule auf der Stirn des Mannes, eine zweite folgte auf der Wange, eine dritte am Kinn.
Der Mann schrie auf, als auch auf seinen Händen Beulen erschienen und platzten. Ein Whiskyglas, das er vom Tisch genommen hatte, entglitt seinen schwellenden Fingern.
Der Dämon lachte, als er dieses Bild sah. Er wollte, daß sein Todfeind so starb, wie es jetzt in diesem Spiegel zu sehen war.
»Stirb, Townsend«, sagte er. »Du hast den Krieg begonnen. Du hast meine Männer getötet, und so tötete ich deine Leute, die du bei mir eingeschleust hast. Aber einen habe ich noch nicht getötet. Einer wird dir den Todeskeim bringen…«
Im Spiegel schrie der Mann gequält auf. Er sprang aus dem Sessel

und rannte ziellos durch den Raum. Dabei kam er dem Swimmingpool gefährlich nahe.

Die Augen des Mannes waren inzwischen schon nicht mehr zu sehen. Schwarze Pestbeulen hatten sie überwuchert.

Da erfüllte sich Townsends Schicksal.

Der Mann hatte den Swimmingpool erreicht, stolperte über den Rand, konnte das Gleichgewicht nicht mehr halten und stürzte in die Fluten.

Sofort schäumte das Wasser auf. Der Swimmingpool färbte sich rot.

»So ist es recht«, murmelte der Vampir. »Und so soll es geschehen. Deine eigenen Fische sollen dich fressen, Perry Townsend! Ich werde dafür sorgen, daß es so kommt. Wieso mußtest du dich auch ausgerechnet mit Scravalla anlegen, du mickriger Menschenwurm?«

Der Dämon streckte die Hände aus. »Genug«, sagte er zu dem Spiegel, und das Bild verschwand. Die milchige Fläche bildete sich wieder heraus, dann die normale Spiegeloberfläche, auf der nur die beiden Augen zu sehen waren.

»Dann werde ich den Tag beginnen«, sagte der Vampir und drehte sich um. »Die Arbeit ruft. Meine Revanche kann nicht warten!«

Haßerfüllt stapfte der Vampirdämon aus dem Schlafzimmer.

***

Mike Hunter sah aus dem Fenster der Unterkunft, die man ihm zugewiesen hatte. Er wunderte sich, daß sich niemand um ihn kümmerte. Irgendwann mußte er doch erfahren, welche Aufgaben man für ihn hatte.

Von hier aus hatte Mike einen guten Ausblick über das Meer. Eben versank die Sonne in den ruhigen Fluten der Südsee.

Gegen Mittag war Mike hier auf Fraser's Island angekommen. Eigentlich hatte er geglaubt, daß der Piratenführer gleich mit ihm Kontakt aufnehmen würde, aber da sah er sich getäuscht.

Angeblich war Fräser mit zwei Yachten unterwegs, um Beute zu machen. Erst gegen Einbruch der Dunkelheit wurde er zurückerwartet.

Natürlich handelte es sich bei den Yachten um gestohlene Schiffe der TIGERSHARK-SHIPBUILDINGS INC.

Wegen dieser Schiffe war Mike, der Generalbevollmächtigte des britischen King-Konzerns in dieses Abenteuer geschlittert, dessen Ausgang er nicht vorherbestimmen konnte.

Zu viel war in den letzten Tagen und Wochen geschehen.

Noch überdeutlich erinnerte Mike sich an den Tag, als er, ermüdet von langen Verhandlungen in London, nach Schottland gefahren war. Er hatte sich nach seiner Freundin und Chefin Damona King gesehnt, aber als er auf Kings Castle ankam, war Damona mit unbekanntem Ziel abgereist. Sie hatte nur einen Brief hinterlassen, in dem stand,

daß Mike ihr auf keinen Fall folgen sollte. Ihr Reiseziel hatte sie nicht angegeben. Alles war höchst mysteriös.

Zurück in London eröffnete Romano Tozzi, der General-Manager des Konzerns, dem völlig verblüfften Mike, daß er dringend seinen ganzen anstehenden Urlaub nehmen müsse. Tozzis Nichte Sophia war verschwunden. Eine Yacht, mit der sie gefahren war, war leer aufgefunden worden, die Besatzung verschollen. Tozzi glaubte an eine Entführung.

Also sollte Mike für einige Zeit allein die Leitung des Konzerns übernehmen. Durch Zufall hatte Tozzi noch erfahren, daß Damona in Papeete aufgetaucht war und dort eine Yacht gechartert hatte – bei der privaten Yachtcharter des King-Konzerns, bei der auch Tozzi seine Yacht bestellt hatte, mit der er seine Nichte suchen wollte.

Mike war beruhigt, da er jetzt wenigstens wußte, wo Damona sich aufhielt. Er fuhr ihr nicht nach, da sie ihn in ihrem Brief sehr intensiv darum gebeten hatte. Aber er bat Tozzi, ein Auge auf Damona zu werfen, falls er sie sehen sollte.

Beim Abschied machte Tozzi Mike noch auf einen Fall aufmerksam, der sich in San Francisco abspielte. Dort waren vom Gelände der TIGERSHARK SHIPBUILDINGS INC. einer Firma, die ebenfalls zum King-Konzern gehörte, acht Yachten gestohlen worden, schwere Motoryachten, die zusammen einen Wert von über einer Million Dollars hatten. Tozzi bat Mike, sich persönlich aus dem Fall herauszuhalten, aber sich die Informationen eines Detektivs anzusehen, den Tozzi extra für diesen Fall engagiert hatte.

Damit war Tozzi abgereist und hatte Mike die Konzernleitung überlassen.

Als der Detektiv in San Francisco getötet wurde, brach in Mike Hunter der alte Versicherungsdetektiv durch, der er früher einmal gewesen war. Kurzerhand übergab er die Leitung des Konzerns für eine Woche den Aufsichtsräten und flog selbst nach San Francisco.

Dort wurde Mike aber sogleich entführt. Er entdeckte auf einem Firmengelände der TOWNSEND INC. drei der gestohlenen Yachten – direkt vor dem Haus, in das seine Entführer ihn gebracht hatten.

Als Mike flüchtete, kam ihm der Verdacht, daß er fliehen sollte – daß es genau das war, was seine Entführer von ihm wollten. Der Verdacht wurde erhärtet, als Mike auf der Straße ein startbereites Auto mit laufendem Motor vorfand. Kein Mensch war zu sehen.

Als Mike noch grübelte, tauchten drei bewaffnete Männer auf, die auf Mike schossen. Allerdings schienen die Schüsse bewußt danebengezielt zu sein.

In diesem Augenblick tauchte ein Porsche auf. Es kam zu einem Feuergefecht, und die drei Schützen wurden getötet.

Von seinen Befreiern wurde Mike zu Perry Townsend gebracht,

einem Industrieboß, der zur Hälfte in der Wirtschaft und zur Hälfte in der Unterwelt beheimatet war.

Mike kannte Townsend von früher her. Tozzi hatte mit diesem Mann einmal um Schürfrechte verhandelt. Als Townsend abgeblitzt war, mußte sich der King-Konzern lange gegen den Mafiaterror dieses Mannes wehren.

Aber diesmal wollte Townsend nichts vom King-Konzern. Er erklärte Mike die Machtverhältnisse in San Francisco und schlug ihm ein Bündnis vor.

Townsends Firma lag in San Francisco in hartem Konkurrenzkampf mit dem MACMILLAN TRUST, einer Firma, die noch mehr der Unterwelt zugehörig war als Townsend.

Kopf von MACMILLAN war ein Mann namens Phil Morris. Jeder Zuhälter, jeder Rauschgifthändler mußte an Morris seine Prozente abführen. Nur Townsend, der vor allem Spielbanken kontrollierte, war Morris ein Dorn im Auge.

Townsend war mächtig genug, daß er nicht zu zahlen brauchte.

Wie Morris hatte auch Townsend eine Privatarmee von bezahlten Killern um sich herumgeschart.

Aber Morris wollte um jeden Preis die Oberhand und Alleinherrschaft über die Unterwelt von San Francisco gewinnen.

Aus diesem Grund wollte er Townsend um jeden Preis auffliegen lassen. Er versuchte, ihm unseriöse Geschäfte unterzuschieben und indirekt aufzudecken.

Morris hatte die Yachten gestohlen – inzwischen waren es schon neun.

Drei davon hatte Morris auf Townsends Gelände deponiert, um den Konkurrenten des Diebstahls an den Schiffen verdächtig zu machen.

Von Townsend hatte Mike erfahren, daß sich die restlichen TIGERSHARK Yachten hier in der Südsee befanden. Townsend hatte seine Agenten ebenso bei Morris eingeschleust, wie dieser umgekehrt bei Townsend.

Noch als Mike bei Townsend war, begann der Mafia-Boß seine Säuberungsaktion. Er tötete jeden von Morris' Männern, dessen er habhaft werden konnte. Mit eigenen Augen hatte Mike gesehen, wie Townsend einen Gegner in seinen Swimmingpool geworfen hatte – ein Opfer für die Piranhas.

Damit war in San Francisco ein Bandenkrieg losgebrochen, dessen Ausgang nicht vorhersehbar war. Aber Mike war das egal.

Ihm kam es nur darauf an, die gestohlenen Yachten zurückzugewinnen.

Aus diesem Grund war er nach Papeete geflogen. Mike hätte es nicht gewundert, wenn er dort durch Zufall Damona getroffen hätte, aber das war nicht der Fall.

Statt dessen traf er noch am Flughafen mit Ireen zusammen, einer Agentin Townsends, die in Fräsers Piratenhorde eingeschleust worden war.

Mit einer schwimmfähigen Cessna brachte die Blondine Mike zu Fräsers Insel. Im Flugzeug machte sie Mike noch darauf aufmerksam, daß er nicht mit ihrer Unterstützung rechnen konnte. Purvis, ein Kollege Ireens, ebenfalls von Townsend eingeschleust, war von Fräsers Männern erschossen worden. Ireen wollte kein Risiko mehr eingehen.

In Mike Hunter machten sich zwiespältige Gefühle breit. Hatte Townsend ihn doch hereingelegt? Sollte er hier auf dieser Pirateninsel sterben?

Energisch schüttelte Mike Hunter den Kopf. Er war entschlossen, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

***

Der Schwarzgekleidete saß hinter seinem Schreibtisch. Er studierte einige Geschäftsberichte. An der Tür stand ein breitschultriger Mann – Morris' Leibwächter.

Phil Morris sah von seinen Akten auf.

»Ist Edwards schon eingetroffen?« fragte er den anderen.

»Ich werde mal nachsehen«, sagte der Mann und verließ das Zimmer.

Morris verzog seine Lippen zu einem heimtückischen Grinsen. Die Aktion lief. Alle Agenten Townsends waren liquidiert – alle bis auf einen.

Aber auch Kai Edwards würde sich nicht mehr lange seines Lebens erfreuen können. Die Schatten des Todes schwebten schon über ihm.

Wagner kam zurück. Er nahm seinen Platz an der Tür wieder ein.

»Edwards wird in einer Stunde hier sein«, sagte er. »Unsere Leute wurden in eine Schießerei verwickelt.«

Morris lachte humorlos auf. »Damit will Townsend seinen Mann wohl unverdächtig erscheinen lassen«, meinte er. »Aber das nützt ihm auch nichts mehr. Ich will Edwards sehen, sobald er hier im Headquarters ist!«

»Okay, Boß«, sagte Wagner nur.

Morris sah aus dem Fenster. Er residierte im vierzehnten Stock eines modernen Bürohauses. Draußen war der freie Himmel zu sehen.

Es war früher Nachmittag.

Das Büro war völlig normal eingerichtet. Aber einem aufmerksamen Beobachter wäre vielleicht aufgefallen, daß es hier keine Spiegel gab.

Nicht einmal über dem Waschbecken war ein Spiegel angebracht.

Auf der ganzen Etage, die Morris und damit dem MACMILLAN TRUST gehörte, gab es keinen einzigen Spiegel.

Die Mitarbeiter und Angestellten sahen Morris diese Marotte nach.

Reiche Männer hatten eben ihre Schrullen, sagten sie sich. Dabei

dachten sie an Howard Hughes, dem wohl berühmtesten amerikanischen Millionär oder sogar Milliardär, dessen Wahn sogar so weit gegangen war, daß er sich nicht mehr in der Öffentlichkeit gezeigt hatte.

Aber Morris war nicht Hughes…

Interessiert betrachtete er wieder die Geschäftsberichte.

Etwa vierzig Minuten später klopfte es leise an der Tür.

Wagner sah seinen Chef an.

Unmerklich nickte Morris.

Wagner öffnete die Tür.

Draußen stand ein junger, schlanker Mann. Er war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, hatte kurze blonde Haare und blaue Augen.

Morris erhob sich und ging dem Eintretenden entgegen. Er streckte die Hand aus.

»Freut mich, daß Sie doch noch kommen, Edwards.« Er deutete auf einen Sessel. »Setzen Sie sich doch.«

Er drehte sich zu Wagner um. »Ich denke, ich brauche Sie in den nächsten dreißig Minuten nicht. Machen Sie Pause. Gehen Sie in die Kantine und trinken Sie ein Bier auf meine Rechnung.«

Der Leibwächter nickte und verließ den Raum.

»Ich nehme an, Sie wissen, weshalb ich Sie rufen ließ, Edwards.«

Morris' Stimme klang jetzt schneidend.

Der junge Mann zuckte leicht zusammen, beherrschte sich aber. Er versuchte seine Unsicherheit zu verbergen.

»Nein – Sir«, sagte er und starrte Morris an.

»Dann werde ich Ihrem Gedächtnis auf die Sprünge helfen«, sagte Morris und stellte sich breitbeinig vor Edwards hin.

»Sie gerieten in eine Schießerei, hörte ich. Offenbar wurden Sie von Townsends Männern angegriffen…«

»So sah es aus«, gab Edwards zurück. Auf seiner Stirn perlte der Schweiß.

»Seit wann läßt Perry Townsend seine eigenen Männer angreifen?« wollte Morris wissen.

»Ich – ich verstehe nicht…« Edwards spielte nervös mit seinen Fingern.

Morris sah, daß er mit seinem Schuß ins Schwarze getroffen hatte.

»Sie wollen nicht verstehen«, gab Morris zurück. »Oder glaubt der letzte Agent Perry Townsends in meinen Reihen etwa, daß er unentdeckt geblieben sei?«

Plötzlich sprang Edwards auf und zog eine 38er. Alles ging so schnell, daß Morris die Veränderung kaum mitbekam.

Nun stand Kai Edwards mit gezogener Waffe vor seinem Boß.

Eine bessere Selbstentlarvung hätte Morris sich nicht wünschen können. Die Reaktion Edwards stellte nur den letzten Beweis dar.

»Was soll der Ballermann?« blieb Morris ganz ruhig. »Wenn Sie mich töten, kommen Sie nicht mehr lebend hier heraus.«

»Wenn ich Sie nicht töte auch nicht«, erwiderte Edwards. Nervös blickte er zur Tür. Wenn Wagner zufällig hereinkam hatte er verspielt.

»Was wollen Sie dann?« fragte Morris.

»Wir gehen jetzt gemeinsam zum Aufzug, ganz harmlos und unauffällig«, stellte Edwards seine Bedingung. »Sie fahren mit mir zur Tiefgarage hinunter. Ich nehme Sie in meinem Wagen zu Townsend mit. Der Boß soll dann sehen, was er mit Ihnen machen will, Morris. Ich denke, daß ein lebender Phil Morris so einiges wert ist.«

»Vielleicht«, gab Morris zurück. Ein seltsames Grinsen umspielte seine Lippen. »Ihr Plan funktioniert aber nur, wenn ich Sie begleite…«

»Das werden Sie«, brauste Edwards auf. Die Mündung der Waffe zuckte etwas nach oben. »Sonst schieße ich. Wenn ich schon zur Hölle fahren muß, dann begleiten Sie mich!«

»Versuchen Sie es!«

»Das meinen Sie nicht im Ernst…?«

Plötzlich sprang Morris auf Edwards zu.

Der Agent der Gegenseite konnte nicht mehr lange überlegen.

Ohne zu zögern drückte er ab.

Edwards sah, wie die Kugel genau in Morris' Brust eindrang.

Der Knall hallte noch in seinen Ohren. Es roch nach Pulver.

Aber Morris ging nicht zu Boden.

Verblüfft registrierte Edwards das Grinsen im Gesicht des Gegners.

Aus der Brustwunde floß kein Blut!

Vom Grauen gepackt wich Edwards zurück. Er zog durch und drückte noch mal ab – zweimal, dreimal.

Er hörte nicht, eher auf, bis er das ganze Magazin in Morris' Körper gepumpt hatte.

Die Waffe war leer. Was blieb, war das Grinsen im Gesicht seines Gegners.

***

Die DIAMOND STAR pflügte durch die ruhige Inselwelt des Cook-Archipels. Wieder einmal versank die Sonne blutrot in den warmen Fluten des Südpazifiks.

Damona King saß am Bug der Yacht und blickte über das Meer.

Ein Abenteuer war überstanden. Strapaziöse Tage lagen hinter Damona King und ihren beiden Begleitern Romano Tozzi und Neal Wealy.

Tozzi bereitete eben das Abendessen, während der Detektiv Wealy die Yacht steuerte. Ziel war Papeete, die Hauptstadt von Tahiti.

Damona wollte die Yacht zurückbringen, den Seelenstein aus dem Bankdepot holen und nach San Francisco fliegen, wo sie endlich den

Schlußstrich unter die Abenteuer der letzten Zeit ziehen wollte.

Vanessas Hilferuf, der Kampf mit der Inselhexe, die Schlacht gegen die Vampirpiraten – all das war überstanden. Nun mußte Damona nur noch die Seele ihrer Mutter befreien, die im Seelenstein gefangen war – und Sophia Tozzi, deren eine Bewußtseinshälfte zusammen mit einer Hälfte von Damonas Bewußtsein in der Vergangenheit gestrandet war.

»Mach dir nichts daraus«, vernahm Damona die Stimme in ihrem Geist. »Bald werden wir wieder zwei Wesen in zwei Körpern sein. Es wird nicht mehr lange dauern.«

»Hoffen wir das Beste«, sagte Damona und blickte hinaus auf den sinkenden Sonnenball.

Sie wollte gerade wieder an die vergangenen Ereignisse zurückdenken, als sie plötzlich das laute Tuckern eines Dieselmotors vernahm.

Alles geschah ganz plötzlich und unerwartet.

Die fremde Yacht schien mitten aus der Sonne zu kommen.

Rasend schnell kam das Motorengeräusch näher.

Damona erhob sich und ging in die Back, wo Wealy im Führerhaus stand.

Sie beschlich ein ungutes Gefühl. Eigentlich lag dafür gar kein Grund vor – und doch…

»Die kommen direkt auf uns zu«, stellte Wealy fest, als Damona neben ihm stand. Dabei drehte er das Steuerruder um einige Grad.

»Ich weiche aus. Sonst kommt es noch zur Kollision.«

Rasend schnell kam das fremde Boot näher. Ein drohender Schatten wuchs aus dem roten Licht der sinkenden Sonne.

Das alaskagraue Boot schoß vorbei. An Deck standen zwei Männer mit Maschinengewehren.

Die Registriernummer und der Name der fremden Yacht waren mit undurchsichtigen Plastikfolien überklebt worden.

Das schnittige Boot neigte sich zur Seite, als im Cockpit vom Steuermann das Ruder herumgeworfen wurde. In einer eleganten Kurve umfuhr das fremde Schiff die DIAMOND STAR.

Ehe es längsseits gehen konnte, rief Damona Tozzi nach oben.

Der General-Manager des King-Konzerns warf seiner Chefin eine Pistole zu. Sie reichte sie an Wealy weiter und übernahm das Ruder.

Tozzi kam herauf, in der einen Hand eine Maschinenpistole, in der anderen einen schweren 44er Revolver. Die MP warf er auf eine Sitzbank. »Eine TIGERSHARK-Yacht«, stellte Tozzi nüchtern fest. »Mir schwant Fürchterliches.«

Damona wußte, daß Tozzi schon einmal mit Piraten auf solch einem Boot zu tun gehabt hatte. Sie wußte auch, daß die Boote höchstwahrscheinlich in San Francisco gestohlen worden waren.

Als Romano Tozzi nach seiner Nichte Sophia gesucht hatte, hatte er

die DELPHINO gefunden, die Yacht, mit der Damona King in Papeete aufgebrochen war. Damona war aber von Vampiren auf ein Piratenschiff entführt worden, und so lag die DELPHINO verlassen im Meer.

Neben der Yacht hatte Tozzi ein TIGERSHARK-Boot entdeckt. Einige Leute machten sich an der DELPHINO zu schaffen.

Als Tozzi die Zulassung sehen wollte, kam es zum Feuergefecht.

Die ALBUQUERKE, Tozzis Yacht, wurde von Maschinengewehrgarben regelrecht zersiebt. Als ein Gangster eine Handgranate warf, schleuderte einer von Tozzis Leuten sie zurück.

Die Tigershark-Yacht explodierte. Später ging auch die DELPHINO in Flammen auf.

Nach diesen Ereignissen war Tozzi auf der Insel der Tai-Lee mit Damona zusammengetroffen. Mit der beschädigten ALBUQUERKE waren sie nach Tahiti zurückgefahren und hatten die beschädigte Yacht gegen die DIAMOND STAR ausgetauscht.

Damona hatte den von der Inselhexe Tai-Lee erbeuteten Seelenstein in einem Bankfach in Papeete zurückgelassen. Anschließend begaben sich Tozzi, Wealy und Damona auf Vampirjagd. Aus diesem Grund rüsteten sie die DIAMOND STAR mit allen möglichen Waffen aus. Da Tozzi den Zusammenstoß mit den Gangstern nicht unbedingt als einen! Einzelfall ansah, rüstete er auch hier mit entsprechenden Waffen.

Diese Umsicht zahlte sich jetzt aus.

Die fremde Yacht kam herangebraust.

Damona beschleunigte die DIAMOND STAR. Das Schiff war der TIGERSHARK-Rennyacht jedoch nicht gewachsen.

Im spitzen Bug stand ein Mann. Die Maschinenpistole hielt er im angewinkelten Arm.

Weiter hinten stand ein zweiter Mann an Deck. Er führte ein Megaphon an seine Lippen.

»Stoppen Sie Ihre Maschine und lassen Sie uns längsseits gehen!« rief er durch den Apparat. »Wenn Sie unsere Anordnungen nicht befolgen, eröffnen wir rücksichtslos das Feuer. Das war die erste Warnung. Eine zweite wird es nicht geben!«

»Dem werd’ ich’s zeigen«, sagte Wealy und steckte die Pistole ein.

Statt dessen nahm er die Maschinenpistole von der Bank und lud durch.

Der Detektiv visierte den Mann im Bug an und feuerte.

Die geballte Ladung riß den Banditen von den Beinen und schleuderte ihn ins Wasser.

Wealy schwenkte den Lauf der Waffe. Aber nun bot sich ihm kein Ziel mehr. Der Mann mit dem Megaphon hatte sich hingeworfen.

Die TIGERSHARK-Yacht drehte ab. Der Abstand zwischen dem Schiff

und der DIAMOND STAR vergrößerte sich.

Trotzdem gab sich keiner an Bord der DIAMOND STAR Illusionen hin. Die Banditen würden zurückkommen.

Und wenn es nur war, weil sie ihren toten Kumpan rächen wollten.

Die Sonne versank in den Fluten. Eine lange Nacht brach an…

***

»Das… das gibt es nicht«, stöhnte Edwards gepeinigt. »Sie müssen mit dem Teufel im Bunde sein! Niemand ist gegen Kugeln gefeit…!«

»Denken Sie, was Sie wollen, Edwards.« Morris' Stimme klang stahlhart. »Jetzt sind Sie dran!«

Er ging auf den Gegner zu und entriß ihm die Waffe. Dabei stieß er auf keinen großen Widerstand mehr. Die Ereignisse hatten Edwards ziemlich mitgenommen.

Morris stieß ihn in einen Sessel. Seine Finger spielten mit der erbeuteten Waffe, dann sah er an sich herab.

»Sie haben ziemlich gewütet«, stellte er mißbilligend fest. »Ich werde mir einen neuen Maßanzug schneidern lassen müssen…«

Edwards sagte nichts. Seine stieren Blicke hingen an Morris' Körper, dort, wo die Einschußlöcher zu sehen waren.

Kein Blut floß heraus. Unter der Kleidung hatten sich die Wunden im Leib des Dämons längst geschlossen.

Entschlossen ging Morris auf Edwards zu und riß ihn aus dem Sessel. Willenlos ließ der Mann sich auf die hintere Tür zustoßen.

Davor blieb er stehen. Verwirrt blickte er sich um.

»Warum kommt niemand?« fragte er. »Jemand… Sie müssen dort draußen doch meine Schüsse gehört haben …«

»Niemand hat etwas gehört«, sagte Morris ungerührt. »Mein Büro ist schallisoliert. Sie glauben doch nicht, daß Sie der erste sind, der auf mich schießt?«

Stumm schüttelte Edwards den Kopf.

Morris öffnete die Tür.

Verblüfft sah Edwards, daß hinter dem Büro ein Schlafzimmer lag.

Es war teuer eingerichtet und strahlte Luxus und Reichtum aus.

An der Wand neben dem Bett hing ein Spiegel. Verblüfft sah Edwards sich selbst, konnte aber keine Spur von Morris in dem Glas erblicken.

Fast keine Spur…!

Als er die Augen erblickte, die neben ihm schwebten, schrie Edwards unterdrückt auf. Das war zuviel für ihn. Wo war er da nur hineingeraten?

Morris schloß die Tür ab und steckte den Schlüssel ein. Dann ging er zum Fenster und zog die Vorhänge vor.

»Setzen Sie sich auf das Bett!«

Willenlos gehorchte Edwards. Seine Blicke glitten immer wieder zum

Spiegel hinüber.

Er konnte nicht fassen, was er da sah. Hatte er den Verstand verloren?

Erst die Sache mit den Schüssen, und jetzt der Spiegel – das gab es doch nicht!

»Entspannen Sie sich«, tönte Morris' Stimme an seine Ohren. »Das ist das einzige, was Sie in Ihrer jetzigen Lage tun können.«

Diese unheimlichen Augen im Spiegel – Edwards konnte seine Blicke nicht von ihnen wenden.

Sie sahen aus wie Morris' Augen. Aber sie waren rund, weiß und von Adern durchzogen.

Ein seltsamer Bann ging von diesen Augen aus. Edwards mußte immer wieder hineinblicken.

Vor seinen Augen begann es zu flimmern. Er wollte sie schließen, aber es gelang ihm nicht.

Was ging hier vor?

Die Frage brannte in seinem Gehirn, aber er war nicht fähig, sich eine Antwort darauf zu geben. Er vermochte sich nicht einmal mehr zu erheben.

Systematisch brachen die Augen seinen Willen.

Rote Schemen tanzten vor Kai Edwards Augen. Er rang nach Luft.

Irgend etwas schnürte ihm die Kehle zu.

Hinter ihm stand Phil Morris und blickte in den Spiegel. Er sah genau, was mit seinem Opfer geschah.

Der Dämon lachte. Es klang so schaurig, daß es in Edwards Ohren hallte.

Die Hölle schien sich vor Edwards aufgetan zu haben. Sein Herz pochte und pumpte das Blut mit erhöhtem Druck durch seine Adern.

Kai Edwards bemerkte nicht, wie Morris zu einem Wandschrank ging und die Türen öffnete.

Obwohl die Augen das Opfer jetzt nicht mehr peinigten, konnte Edwards sich nicht sogleich erholen. Er bemerkte nicht mal, daß die Augen nicht mehr im Spiegel waren.

Im Wandschrank stand ein kleiner Altar. Zwei schwarze Pechfackeln standen in hölzernen Haltern.

Morris zündete sie an.

Über dem Altar hing ein Regal. Einige Flaschen und Dosen standen dort.

Der Dämon nahm ein leeres Gefäß und stellte es auf den Altar.

Dann kniete er sich hin und murmelte einige Beschwörungen. Die Fackeln flackerten und verbreiteten einen beißenden schwarzen Qualm.

Morris erhob sich wieder. Er warf einen kurzen Blick auf sein Opfer, das noch immer apathisch auf dem Bett saß. Anschließend nahm er

eine der Flaschen vom Regal und schüttete etwas von der Flüssigkeit hinzu, rieb einige Kräuter hinein und kniete sich wieder hin.

Erneut murmelte er Sprüche in einer unbekannten, unverständlichen Sprache.

Eine grelle Flamme zischte aus dem Becher empor. Die Fackeln erloschen. Ein übler Geruch breitete sich in dem Schlafzimmer aus.

Der Dämon erhob sich und nahm das Gefäß an sich. Es war warm.

Grünlicher Qualm quoll jetzt aus dem Becher.

Morris ging zum Bett hinüber und stellte ihn auf den Nachttisch.

Dann drehte er sich zu Edwards.

Der Wille des Townsend-Agenten war gebrochen. Morris hatte leichtes Spiel mit ihm.

Der Dämon band den Schlips des Opfers los und öffnete das Hemd Edwards. Dann griff er ihm nach dem Hals und tastete ihn ab.

Mit geübter Geschwindigkeit fand Scravalla die Halsschlagader.

Er beugte sich über den Hals des Opfers, suchte den Hals mit den Zähnen ab und biß zu.

Der Vampir trank nicht viel von dem Blut. Schon nach wenigen Minuten ließ er wieder ab und griff nach dem dampfenden Becher.

Nun hielt er den Becher unter den Hals des Opfers und ließ etwas von dem Blut hineinlaufen.

Es brodelte und zischte.

Schließlich tauchte Scravalla einen Finger in die Flüssigkeit und rührte darin herum.

Als er seinen Finger gegen die Halswunde hielt, schloß diese sich sofort.

Edwards saß immer noch apathisch auf dem Bett. Während der ganzen Prozedur hatte er sich nicht bewegt.

Nun hielt Morris/Scravalla ihm den Becher an die Lippen.

»Trink!« befahl er.

Sofort öffnete Edwards den Mund. Morris schüttete ihm die seltsame Flüssigkeit in den Mund, und Edwards begann zu schlucken.

Sein Körper zuckte. Er schüttelte sich, dann saß er wieder ruhig.

Morris setzte den Becher nicht eher ab, bis sein Opfer die ganze Flüssigkeit getrunken hatte. Erst als das Gebräu verschwunden war, erhob sich der Dämon, setzte den Becher an seinen Platz im Wandschrank zurück und verschloß den Schrank.

Gleich darauf reichte er Edwards die Krawatte.

»Knöpf dein Hemd zu, und binde dir das Ding um!«

Edwards tat, wie sein Meister befohlen hatte.

»Steh’ auf«, sagte Morris, als Edwards seine äußere Erscheinung wieder hergestellt hatte.

Folgsam erhob sich der Mann. Morris verließ das Zimmer, und Edwards folgte ihm.

»Du gehst jetzt nach Hause und schläfst fünf Stunden«, ordnete der Dämon an. »Dann gehst du zu Townsend unter dem Vorwand, etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen zu haben. Wenn du vor ihm stehst, dann spuck' ihn an. Du mußt seine Augen und seine Lippen treffen, verstanden?«

»Augen und Lippen«, nickte Edwards. »In Ordnung!«

»Außerdem wirst du anschließend jeden Mann von Townsend so behandeln. Alle wirst du anspeien! Spuck' ihnen ins Gesicht! Alle soll mein Pestbazillus vernichten! Du wirst so lange die Pest verbreiten, bis du selbst vernichtet wirst, und dann werden es andere für dich tun…!«

»Ich gehorche, Meister!«

»Dann gehe hin und vernichte!«

***

Wieder lag das dumpfe Dröhnen einer schweren Maschine auf dem Wasser. Damona wandte den Kopf. Sie sah Tozzi und Wealy an.

Alle drei wußten, daß es jetzt soweit war.

Keine zehn Minuten waren vergangen.

Erneut griffen die Banditen an.

Diesmal waren sie vorbereitet. Sie wußten, daß ihre Gegner bewaffnet waren.

Die fremde Yacht rauschte heran. Sie war viel größer als die DIAMOND STAR. Hoch ragte der Bug aus dem Wasser. Riesige Bugwellen schäumten an dem Schiff vorbei.

Tozzi erkannte als erster, was die Banditen vorhatten.

»Mein Gott!« rief er aus. »Sie wollen uns rammen!«

Damit sprang er schon auf und setzte sich vor das Ruder.

Jetzt konnte er keine Rücksicht auf Deckung und persönliche Sicherheit nehmen. Das Boot ging vor.

Der General Manager des King Konzerns brachte die Maschine auf Touren. Die DIAMOND STAR beschleunigte.

Trotzdem erkannte Tozzi, daß er es nicht mehr schaffen würde.

Rasend schnell kam die TIGERSHARK YACHT näher.

Ein Maschinengewehr ratterte los.

Die andern auf dem gegnerischen Schiff schossen.

Jetzt feuerte auch Wealy. Aber er hatte kein Ziel. Der Detektiv konnte nur auf den Rumpf des näherkommenden Bootes zuhalten.

Damona duckte sich in der Back und kauerte sich zusammen. Sie konnte nichts tun.

Noch richteten die Schüsse der Banditen keinen Schaden an. Einmal war die fremde Yacht noch zu weit entfernt, und zum anderen konnten die Gangster wegen der hohen Geschwindigkeit nicht zielen.

Gigantisch wuchs der Gleitbug der Rennyacht empor.

Da krachte es.

Die drei Menschen an Bord der DIAMOND STAR wurden herumgeworfen.

Glücklicherweise hatte die TIGERSHARK YACHT die DIAMOND STAR nicht mittschiffs getroffen. Ansonsten wäre die kleine Yacht zerschnitten worden.

Aber ein Teil des Hecks war abgesplittert. Die DIAMOND STAR neigte sich nach hinten. Wasser drang ins Boot.

Als Tozzi sich erhob, war Damona verschwunden.

Der General Manager war zu benommen, um alles in seiner ganzen Tragweite zu begreifen.

Wealy rieb sich den Kopf. Er hatte die Maschinenpistole verloren.

Tozzi machte sich am Gashebel zu schaffen, aber die DIAMOND STAR reagierte nicht mehr.

»Verdammt!« fluchte der General Manager. »Ich glaube, die Kerle haben uns die Schrauben abgefahren.«

»Wahnsinnige«, keuchte Wealy. »Sie hätten sich mit diesem Manöver selbst versenken können.«

Tozzi schüttelte den Kopf. »Ich denke, daß die ihr Schiff auf solche Manöver vorbereitet haben. Wahrscheinlich wurde der Bug irgendwie künstlich verstärkt. Dieses Manöver vollführten die nicht zum ersten Mal, das war deutlich zu sehen. So kaltblütig geht nur jemand vor, der genau weiß, was er tut.«

Das Tuckern des fremden Motors wurde wieder lauter. Die TIGERSHARK Yacht kam wieder zurück.

»Jetzt haben sie uns«, bemerkte Wealy lakonisch.

Erst jetzt schien Tozzi richtig zu bemerken, daß noch etwas nicht stimmte.

»Wo ist Damona?« fragte er benommen.

Wealy drehte sich um. Verwirrt blickte er nach hinten.

»Sie war doch eben noch da. Sie saß doch hinter mir in der Back…?«

»Sie muß über Bord gegangen sein«, erkannte der General-Manager. Seine Stimme klang unheilvoll.

Die beiden Männer sahen hinaus auf die Fluten. Es war finsterste Nacht. Titanblau lag das Meer vor ihnen.

Im Hintergrund war das Motorengeräusch der TIGERSHARK YACHT zu hören. An Bord der DIAMOND STAR war es still. Nur das langsame Gluckern des eindringenden Wassers war zu vernehmen.

Immer mehr neigte sich die kleine Yacht nach hinten.

Tozzi riß sich aus seiner Starre und ging in die Kabine hinunter.

Gleich darauf kam er mit einem kleinen Scheinwerfer zurück.

Das Licht flammte auf. Tozzi ließ den Lichtkegel auf den Wellen wandern.

Plötzlich kam ein menschlicher Körper ins Blickfeld.

Hin und wieder tauchte er unter und kam gleich darauf wieder hoch.

Der Schein der Taschenlampe traf auf eine dunkle Schnauze. Ein gräßlicher Rachen öffnete sich. Zwei Doppelreihen blitzender Zähne wurden sichtbar.

Der Rachen biß zu, zog den Leichnam unter Wasser, aber noch versank die Leiche nicht.

Neben dem Toten tauchte eine spitze Rückenflosse auf, weiter hinten noch eine.

Haie!

»Der tote Bandit«, hauchte Wealy. »Das Blut aus den Schußverletzungen hat die Tiere angelockt…!«

Und Damona mußte da irgendwo im Wasser sein – inmitten einer Horde blutgieriger Haifische.

Dem General-Manager wurde schlecht.

***

Mike Hunter lag auf seinem Bett, als es an die Tür klopfte.

»Herein!«

Die Tür wurde geöffnet.

Eine blonde Frau trat ein. Sie war etwa einen Meter fünfundsiebzig groß, schlank, blond und sehr attraktiv.

»Oh, lieber Besuch zu später Stunde«, sagte Mike. »Guten Abend, Ireen.«

»Fräser will Sie sehen«, erwiderte sie statt einer Begrüßung.

»Und ich dachte schon, Sie wollten doch noch mit mir zusammenarbeiten.« Mike erhob sich, suchte seine Sachen zusammen und zog sich an. Er hatte nur eine Badehose getragen.

»Ich kann Ihnen nicht helfen«, gab die Blondine zurück. »Sie kennen meine Gründe.«

Mike nickte. Er kannte Ireens Einstellung. Im Flugzeug hatte sie ihm alles erklärt. Die Doppelagentin stand auf gefährlichem Posten.

Ihr Kompagnon war schon getötet worden. Sie durfte sich keine Blößen geben. Fräser mußte ihrer Loyalität unbedingt sicher sein.

»Sie sagten aber auch, daß Sie mit diesem gefährlichen Leben Schluß machen wollen«, machte Mike doch noch einen schwachen Versuch, sie umzustimmen »… Ich könnte Ihnen sicher heraushelfen. Kommen Sie mit nach Schottland. Dort sind Sie sicher. Dort findet Sie weder Townsend noch Morris oder Fräser.«

Ireen schüttelte den Kopf. »Beeilen Sie sich. Fräser wartet nicht gern. Er ist vor einer Stunde mit einem Boot angekommen. Das andere Boot ist noch auf Beutefang.«

»Harmlose Yachten ausplündern, was?« Mike wußte, daß in dieser Gegend in letzter Zeit einige Schiffe verschollen waren. Andere waren ohne Besatzung treibend gefunden worden.

Was Mike nicht wußte, war, daß dafür eine Horde Vampire

verantwortlich war, die inzwischen von seiner Freundin Damona King vernichtet und aufgerieben worden war.

»Containerschiffe, Tanker, Yachten, Fräser nimmt alles mit, was er bekommen kann und was nicht zu groß für ihn ist. Diese Insel hier kennt niemand. Sogar gegen, Satellitenbeobachtung hat Fräser sie abgeschirmt. Mit Geld ist eben alles möglich.«

»Mit dem Geld von Phil Morris, nehme ich an?« gab Mike zurück.

»Zum Teil, ja«, nickte Ireen. »Deshalb muß Fräser seinem früheren Kompagnon auch einen Anteil auszahlen: dreißig Prozent von jeder Beute.«

Mike nickte. Er dachte kurz darüber nach, was er bisher über Fräser wußte: Von Ireen hatte Mike erfahren, daß Fräser ein absoluter Individualist und ein Haudegen von altem Schrot und Korn war. Zusammen mit Morris hatte er den MACMILLAN TRUST aufgebaut, wollte aber später, als die Organisation stand, nichts mit der Führung der Firma zu tun haben. Er ließ sich auszahlen, nahm einen Kredit auf und richtete sich auf dieser Südseeinsel ein, die er Fraser's Island taufte. Diese unbekannte Insel lag ungefähr in der Mitte, zwischen dem Cook-Archipel und den Gesellschaftsinseln.

Fräser formierte eine Piratenbande und machte sie zu einer Außensektion von Morris' Unternehmungen. Sein Inselreich regierte er wie ein Fürst. Mike wußte, daß er einem gefährlichen Gegner begegnen würde.

»Hüten Sie sich vor ihm«, raunte Ireen Mike zu, als sie die Hütte verließen.

Mike nickte. »Das haben Sie mir schon mal geraten. Heute morgen im Flugzeug.«

Ireen nickte. »Trotzdem: Sie können gar nicht vorsichtig genug sein. Ich hoffe, Sie wissen noch alles, was Sie mit Townsend abgesprochen haben?«

»Natürlich.« Die beiden liefen über einen knirschenden Kiesweg auf das Zentrum der Insel zu. Der Weg war sogar elektrisch beleuchtet. »Fräser hat Leute von Morris angefordert. Da er wegen des Bandenkriegs in San Francisco niemanden entbehren kann, hat er nur mich geschickt.«

»Sehr gut«, nickte Ireen. »Aber jetzt werden wir belanglosere Dinge reden. Ich will nicht, daß jemand durch Zufall einige Worte aufschnappt, die nicht für seine Ohren bestimmt sind.«

»Gut.« Mike sah sich um. Die Piraten hatten hier eine richtige kleine Stadt errichtet. Sogar Flakstellungen gab es hier. Fräser war darauf vorbereitet, seih Reich unter Umständen verteidigen zu müssen.

Die beiden Menschen sprachen nicht mehr viel. Kurz darauf erreichten sie einen großen Bau, der von einer Mauer umsäumt war.

Am Tor standen zwei bewaffnete Wächter.

Als sie Ireen sahen, machten sie bereitwillig Platz. Mike folgte ihr auf den Hof.

Verblüfft sah er sich um. Das hatte er nicht erwartet.

An einer Wand im Hintergrund stand eine Unzahl von Bambuskäfigen nebeneinander. Sie waren etwas größer als mannshoch.

In einigen der Käfige kauerten Menschen.

»Was ist das?« fragte Mike.

»Das sind Gefangene von den Schiffen. Aber auch einige von Fräsers eigenen Leuten sind darunter. Abtrünnige. Kümmern Sie sich nicht darum. Wenn Sie sich für diese armen Kreaturen stark machen, erregen Sie sofort Fräsers Verdacht!«

Mike nickte. Er sah ein, daß er im Augenblick nichts für diese Menschen tun konnte.

Trotzdem konnte er das, was er da sah, nicht untätig hinnehmen.

Mike Hunter nahm sich vor, diese Leute bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu befreien.

Vielleicht konnten sie noch wertvolle Verbündete für ihn werden, wenn er Fräser den Kampf ansagte.

Jedenfalls war Mike nun mehr denn je auf den Piratenführer gespannt. Nachdem was Mike hier gesehen hatte, mußte Fräser ein wahres Ungeheuer sein.

Es war Zeit, daß dem Treiben dieses Mannes ein Ende gesetzt wurde!

***

Aus dem bleigrauen Himmel fiel Regen und schwärzte den Asphalt.

Der schwere Chrysler hielt vor einem größeren Gebäude in Richmond. Ein Mann im Regenmantel stieg aus. In Riesenschritten lief er auf das Haus zu.

Der Mann betätigte den schweren Türklopfer zweimal, klingelte dann dreimal und klopfte noch zweimal. Das war das vereinbarte Zeichen. Jeder wußte jetzt, daß hier ein Befugter kam.

Ein Neger öffnete. Er sah den Ankömmling leicht befremdet an.

Erst als dieser die Kapuze in den Nacken schob, dämmerte etwas wie Erkennen in dem Schwarzen auf.

»Hallo Ed«, begrüßte er den Mann. »Was führt dich denn hierher?«

»Ich muß zum Boß«, erwiderte Edwards fahrig. »Ist er da?«

»In seinem Büro«, gab der Neger zurück. »Ich werde dich anmelden.«

»Augenblick noch.« Kai Edwards hielt den Schwarzen am Arm fest. »Schließ mal die Augen!«

»Hast du was?« fragte der Schwarze befremdet.

»Frag' nicht. Mach schon!«

Der Neger schloß die Augen.

Edwards griff mit zwei Fingern in seinen Mund und benetzte die

Finger mit Speichel. Dann rieb er etwas davon gegen die Augen des Negers.

»Was ist denn jetzt los? Spinnst du?« Der Neger öffnete die Augen nicht.

»Sei still, Jim. Ich bin noch nicht fertig!«

Damit befeuchtete er nochmal den Zeige- und Mittelfinger und fuhr dem Neger über die Lippen.

»Jetzt kannst du mich anmelden, Jim«, sagte Edwards zufrieden.

Er handelte genau, wie Morris es ihm befohlen hatte.

»Was sollte das?« wollte Jim wissen.

»Ein Test, weiter nichts«, winkte Edwards ab. »Melde mich an. Ich habe dem Boß einiges zu berichten. Später erkläre ich dir alles.«

»Hoffentlich«, meinte der Neger skeptisch und wandte sich ab.

Kai Edwards blieb in der Eingangshalle stehen und wartete. Einen Augenblick fragte er sich, ob er nicht zu voreilig gewesen war. Vielleicht hätte er Jim erst später behandeln sollen.

Aber jetzt war es für solche Gedanken zu spät. Er mußte eben alles auf sich zukommen lassen.

Schon nach kurzer Zeit kam Jim zurück.

»Okay«, sagte er. »Du kannst zum Boß. Er will deinen Bericht hören!«

Edwards nickte. Als Jim ihn die Treppe hochführen wollte, lehnte Edwards ab.

»Ich finde den Weg schon allein«, sagte er.

Jim zog sich zurück. Edwards sah ihn in das gläserne Pförtnerhaus gehen. Dort lief ein Fernseher. Ein Abenteuerfilm wurde eben von einem Werbespot unterbrochen.

Edwards kümmerte sich nicht weiter darum. Entschlossen ging er nach oben. Er hatte einen Auftrag zu erfüllen.

Ohne anzuklopfen betrat Edwards das Büro seines Chefs.

Townsend sah seinem Mann prüfend entgegen. Der kalte Blick des Industriebosses schien seinen Mitarbeiter zu durchdringen.

»Was gibt's?« fragte Townsend knapp.

Edwards setzte sich vor den Schreibtisch. Dort stand ein Sessel, in den er sich niedersinken ließ.

»Morris hat alle unsere Leute aufgerieben«, berichtete der Agent.

»Ich bin der letzte von uns, der noch in Morris' Reihen steht.«

»Und jetzt ist dir die Umgebung zu heiß geworden, und du möchtest woanders eingesetzt werden, stimmt es?«

»So ungefähr«, stimmte Edwards zu. »Sicher ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis auch ich dran bin.«

»Trotzdem – ich muß die Bitte ablehnen. Gerade jetzt brauche ich jemanden, der mich über Morris' Pläne auf dem laufenden hält. Ich kann dich nicht abziehen.«

»Dann sterbe ich«, gab Edwards zurück. Er verhielt sich ganz ruhig, obwohl in ihm alles brodelte. Er brauchte einen Grund für einen Wutausbruch, und Townsend war gerade dabei, ihm diesen Grund zu liefern.

»Das müssen wir einkalkulieren«, gab Townsend zurück. Der Boß wirkte eiskalt.

In diesem Augenblick sprang Edwards auf. Er stemmte die Hände gegen die Hüften.

»Sie – Sie Unmensch!« stieß er hervor. »Ich werde Ihnen zeigen, was ich von Ihnen halte, Sie Teufel! Da!«

Dreimal hintereinander spie Edwards seinem Boß ins Gesicht. Er traf genau dort, wo Morris es ihm befohlen hatte: die Augen und den Mund.

Für Townsend war diese Attacke völlig überraschend gekommen.

Verblüfft rieb er sich den Speichel aus dem Gesicht.

Seltsamerweise blieb er ganz ruhig.

»Sind – sind Sie übergeschnappt?« fragte er. Mit dem Taschentuch tupfte er in seinem Gesicht herum.

In Edwards drängte alles zur Flucht, aber seltsamerweise blieb er stehen. Ja, er setzte sich sogar wieder hin. Benommen blickte er zu Boden.

Dabei streifte sein Blick seine rechte Hand.

Tiefer Schrecken durchfuhr Kai Edwards.

Eine große schwarze Beule war auf seinem Handrücken entstanden.

Ungläubig starrte er auf die Hand, dann besah er sich die andere.

Auch dort beulte sich ein kleiner schwarzer Fleck aus – allerdings hier auf dem Handteller.

Kai Edwards hatte die Pest!

Scravalla hatte ihn hereingelegt.

***

Der Zusammenprall war so schnell erfolgt, daß Damona gar nicht mitbekommen hatte, wie sie ins Wasser geschleudert wurde.

Das Motorengeräusch war rasch nähergekommen. Ein großer Schatten war aufgetaucht, dann das schrille Bersten von Kunststoff und Metall, ein Ruck, und Damona King lag im Wasser.

Sie war etwas seitlich abgetrieben, wurde irgendwie vom Sog des fremden Bootes ein Stück mitgezogen und dann doch freigesetzt.

Als Damona sich orientierte, war die DIAMOND STAR nicht mehr zu sehen.

Finsterste Nacht umfing Damona. Die Sterne verbreiteten nicht viel Licht. Unten auf dem Meeresgrund phosphoreszierte es.

Damona spürte einen Ruck am Bein. Eisiger Schrecken durchfuhr ihre Glieder.

Sie wußte, daß es hier in der Südsee viele Haifische gab.
Die Haie bevorzugten warme Gewässer. Der südliche Pazifik war wie geschaffen für diese Tiere.
Hatte ein Hai sie berührt?
Sie bemühte sich, etwas zu erkennen, sah aber nicht viel.
Doch – ein phosphoreszierender Schatten!
Er entfernte sich von ihr.
Damona wagte nicht aufzuatmen. Jetzt in der Finsternis kam der Ozean ihr unheimlich vor.
Und keine Spur von der DIAMOND STAR…!
Der Haifisch kam nicht zurück. Offenbar gab es irgendwo in der Nähe eine Beute, die ihn mehr interessierte.
Damona dachte an den erschossenen Banditen.
Ihr Schrecken vertiefte sich.
Das Blut des Toten mußte die Untiere angelockt haben.
Erst jetzt erkannte Damona, wie groß die Gefahr wirklich war, in der sie sich befand. Der Sturz ins Wasser und die damit verbundene Unannehmlichkeit war vergleichsweise harmlos.
Wieder sah Damona in der Tiefe ein intensives Phosphoreszieren.
Kam der Fisch zurück, oder war es ein anderer Hai?
In diesem Augenblick vernahm Damona wieder das anhaltende Tuckern eines Dieselmotors.
Die TIGERSHARK-YACHT kam zurück!
Vielleicht war das die Rettung. Von Piraten gefangengenommen zu werden war noch immer besser, als von Haifischen gefressen zu werden.
Damona dachte an den vergangenen Tag zurück. Wie friedlich war da noch alles gewesen. Zusammen mit Tozzi hatte sie hier im Meer gebadet. Keiner hatte dabei an Haie gedacht.
Das Motorengeräusch wurde lauter. Damona zwang sich zur Ruhe, obwohl die Aufregung in ihr immer stärker wurde.
Die Konzernerbin sah wieder in das klare Wasser. Jetzt war der phosphoreszierende Schatten wieder verschwunden.
Als Damona die Positionslichter der gegnerischen Yacht sehen konnte, rief sie um Hilfe.
Das Schiff kam rasend schnell näher. Trotzdem vergingen mehrere Minuten, bis das Schiff tatsächlich in Rufweite war.
Damona schrie sich die Seele aus dem Hals. Ihre ganze Not artikulierte sich in diesen Hilferufen.
Als Damona kurz pausierte, sah sie den Schatten wieder.
Diesmal waren es zwei – nein drei phosphoreszierende Schemen.
Eigentlich war es ein berauschender und schöner Anblick. Aber nicht in dieser Situation…
Damona rief noch mal. Da kam plötzlich Bewegung in die hellen

Schemen.
Damona verstummte.
Wenn die Schreie die Haie auf sie aufmerksam gemacht hatten…
Aber hieß es nicht auch, daß Schreie Haifische vertreiben konnten?
Während Damona noch überlegte, vernahm sie plötzlich, daß das Motorengeräusch nun etwas anders klang. Hatte jemand die Geschwindigkeit gedrosselt?
Ganz deutlich konnte Damona nun die Silhouette der Yacht sehen.
Das Schiff hob sich vom Nachthimmel ab.
Es kam ziemlich genau auf Damona zu.
»Hierher!« schrie Damona. »Schnell!«
Ein Suchscheinwerfer flammte auf.
Plötzlich mußte Damona die Augen schließen, so grell war die Lichtflut, die auf sie einströmte.
Die Leute an Bord der TIGERSHARK Yacht mußten sie gesehen haben.
Wenn nur die Haie nicht angriffen!
In diesem Augenblick ratterte an Bord der Yacht ein Maschinengewehr los.
Damona fühlte, wie um sie herum das Wasser aufgewühlt wurde.
Sie spürte einige Spritzer von den Einschlägen her.
Wegen des grellen Lichts konnte sie nichts sehen.
›Sie schießen auf mich!‹ war ihr erster Gedanke. ›Sie haben mich genau im Visier!‹ Aber hätten sie dann nicht längst getroffen?
Plötzlich hörte Damona ein Platschen neben sich. Etwas schnappte und platschte wieder ins Wasser.
Ein Hai…?
Schossen die Gangster etwa auf Haie?
Damona zwang sich zur Ruhe. Wenn sie jetzt heftige Schwimmbewegungen machte war es um sie geschehen. Nur Ruhe und Besonnenheit konnten sie aus dieser Situation erretten.
Endlich glitt Damona aus dem Scheinwerferkreis hinaus. Sie blinzelte.
Direkt vor ihr ragte die Bordwand der TIGERSHARK Yacht auf.
Gerettet… – oder …?
Damona drehte sich um. Sie blickte in den Scheinwerferkreis.
Das Wasser war rot von Blut. Es brodelte und schäumte.
Die Konzernerbin wußte, was das zu bedeuten hatte.
Die Haie zerrissen sich gegenseitig. Sie verzehrten ihre verletzten Artgenossen – aber die bissen noch im Tode zurück.
Damona war so gebannt von diesem apokalyptischen Ereignis, daß sie die Gefahr, in der sie immer noch schwebte, fast vergaß.
Erst als ihr jemand einen Rettungsring zuwarf, der sie an der Schulter traf, fand sie in die Gegenwart zurück.

»Beeilen Sie sich!« rief ihr ein Mann zu. »Schwimmen Sie zum Heck! Dort ist die Badeleiter. Schnell!«

Damona kapierte. So rasch es ging, schwamm sie zum Heck der Motoryacht. Dabei achtete sie auf ruhige und gleichmäßige Schwimmbewegungen.

Nur keine Aufmerksamkeit erregen! Die Haie waren überreizt.

Endlich griff Damona nach der rettenden Badeleiter.

Da sah sie ein grünliches Leuchten unter sich.

Das Herz schien Damona stehen zu bleiben.

Ihre Finger zitterten, als sie sich an der Leiter hochzog.

Jetzt ging es um Sekunden!

Plötzlich erzitterte die Leiter.

Damona zog sich aus dem Wasser.

Ein Hai hatte in das Metall der Leiter gebissen.

Gerettet!

Einer der Männer half Damona an Bord. Sie zitterte am ganzen Leib. So knapp war sie noch nie dem Tode entronnen.

Was sie aber noch mehr beunruhigte als das war, daß sich ihre unbekannten Fähigkeiten nicht gezeigt hatten, obwohl sie die ganze Zeit über in permanenter Todesgefahr geschwebt hatte.

Hatte sie ihre Hexenfähigkeiten verloren?

***

»Sie sind also der Mann, den Phil mir geschickt hat.« Fräser musterte Mike von oben bis unten, dann reichte er ihm die Hand. »Nun, besser jedenfalls als gar nichts.«

Mike sah sein Gegenüber interessiert an. Fräser entsprach etwa genau dem Typ, den er sich in ihm vorgestellt hatte. Ein Glatzkopf, aufgeschwommenes Gesicht, dem der hohe Alkoholkonsum anzusehen war, dunkle, tiefliegende Augen und brutale Gesichtszüge. Eine Narbe zog sich von Fräsers linker oberer Stirnseite bis unter das linke Ohr.

Der Raum, in dem Fräser sich aufhielt, war luxuriös ausgestattet.

Nur die teuersten Möbel standen hier herum. Kostbare Tierfelle und altertümliche Waffen gaben dem Zimmer eine persönliche Note.

Eine Klimaanlage sorgte für eine gleichbleibende Temperatur.

»Das denke ich auch«, erwiderte Mike auf Fräsers leicht abfällig klingende Worte. »Immerhin ist in Frisco der Krieg ausgebrochen. Morris braucht jeden Mann im Einsatz gegen Townsend.«

»Ja, ja, dieser Townsend«, sagte Fräser und deutete auf eine Sitzgruppe, die unter üppigen Zimmerpalmen fast verborgen plaziert war. »Ein leidiges Thema. Setzen wir uns erst und trinken wir einen Begrüßungsschluck. Was nehmen Sie?«

»Einen Bourbon«, verlangte Mike.

»Fred!« rief Fräser in Richtung Bar, wo ein hochgewachsener Mann

stand – offenbar Barkeeper und Fräsers Leibwächter in einer Person. »Einen Bourbon, einen Wodka und einen Sherry!«

Dabei wandte er sich an Ireen: »Du trinkst doch immer noch deinen Sherry, nicht wahr, Darling?«

Ireen nickte. Sie sprach kein Wort. Fräsers Anrede schien ihr nicht zu passen.

Die drei Menschen setzten sich in die Bastsessel. Fräser versuchte den unterbrochenen Faden wieder aufzunehmen.

»Worüber sprachen wir eben? Ach ja, über Perry Townsend. Können Sie sich vorstellen, daß seine Agenten sogar bis hierher vorgedrungen sind? Bis zu Fraser's Island?«

»Ich dachte es mir«, sagte Mike. »Auch Phil stellte Vermutungen in dieser Richtung an. Das ist einer der Gründe, weshalb er mich hierherschickte. Normalerweise wollte mein Boß nämlich gar keinen Mann in die Südsee schicken. Seiner Ansicht nach genügten schon die Besatzungen der Yachten.«

Geschickt bog Mike das Gespräch auf das Thema ab, das ihn am meisten interessierte.

»Wir brauchen aber noch weitere geeignete Yachtführer, zumal eines unserer Boote seit gut einer Woche überfällig, ist. Es ist nämlich so, daß nicht alle Schiffe, die hier in der Gegend verschwinden oder unbemannt aufgefunden werden, auf unser Konto gehen. Hier scheint noch eine andere Gang ihr Unwesen zu treiben. Leider kamen wir den Kerlen noch nicht auf die Spur.«

»Interessant«, entfuhr es Mike. Das war in der Tat neu für ihn. Eigentlich hatte er gedacht, in Fräser auch den Entführer von Sophia Tozzi vor sich zu haben. Auch das war einer der Gründe, weswegen er sich überhaupt in den Handel mit Townsend eingelassen hatte.

Perry Townsend hatte einen gewissen Chris Rossi am Flughafen von San Francisco abgefangen. Rossi war der Mann, den Morris zu Fräser schicken wollte. Zufällig wußte Townsend, daß Fräser Rossi nicht kannte. Also war Mike in Rossis Identität geschlüpft.

»Sie fahren morgen mit einem meiner Leute hinaus«, sagte Fräser nach einer Weile der Unterhaltung. »Ich möchte, daß Sie mit den Fahrwassern hier vertraut werden. Mit den Yachten kennen Sie sich doch aus?« Es war fast mehr eine Feststellung denn eine Frage.

»Klar. Schließlich habe ich selbst drei dieser Kähne vom Werftgelände entführt.«

Zufrieden nickte Fräser. Auf diese Antwort schien er gehofft zu haben. Zufällig wußte Mike, daß dieser Rossi bei den Yachtdiebstählen eine Rolle gespielt hatte.

»Dann trinken wir auf eine gute Zusammenarbeit«, sagte Fräser und prostete Mike zu.

»Auf gute Zusammenarbeit«, gab Mike zurück.

Der Generalbevollmächtigte des King-Konzerns fühlte sich sicher.

Er wußte nicht, daß sich die Situation noch in dieser Nacht in fataler Weise ändern sollte…

***

»Was ist mit Ihnen? Ist Ihnen nicht gut?«

Townsend hielt noch immer das Taschentuch in der Hand. Ihm fiel auf, daß Kai Edwards nur unentwegt auf seine Hände sah.

»Die Pest«, stammelte der andere. »Das – das ist die Pest!«

»Was faseln Sie da?«

Da erhob Edwards sich und hielt seinem Boß die Hände hin.

Erstaunt sah Townsend die Beulen.

»Das war Morris, dieser Hund!« stieß Edwards haßerfüllt hervor.

Offenbar fiel ihm jetzt wieder ein, was der Dämon Scravalla mit ihm gemacht hatte.

»Morris?« wunderte Townsend sich. »Wie das? Experimentiert der jetzt mit Bakterien?«

»Viel schlimmer. Er…« Edward Stimme versiegte. Er gurgelte, dann griff er sich an den Hals.

In diesem Augenblick bildete sich auf Edwards Stirn eine Beule.

Sie wuchs rasch an und platzte. Eine bläuliche Flüssigkeit lief dem Mann über das Gesicht.

Es stank nach Schwefelsäure.

»Das ist doch keine normale Pest!« stieß Townsend hervor.

Dem Industrieboß wurde es jetzt doch mulmig zumute. Erschreckt dachte er daran, daß Edwards ihn angespuckt hatte.

Ob sich dabei etwas übertragen hatte…?

Aber Townsend kam gar nicht mehr zum Überlegen. Zu schrecklich war die Veränderung, die Edwards durchmachte.

Der Mann ging in die Knie. Plötzlich röchelte er nur noch.

Auch an seinem Hals bildeten sich Beulen.

Edwards keuchte und ächzte.

Hilflos mußte Perry Townsend mitansehen, wie einer seiner Männer vor die Hunde ging, hier in seinem Arbeitszimmer.

Townsend konnte nichts tun. Mit so etwas war er noch nie konfrontiert worden.

Der Industrieboß konnte mit Fakten und Zahlen jonglieren, er wußte, wie man mit Unterweltbossen und Halbweltlern umging.

Townsend war nicht zimperlich, wenn es um reale Dinge ging. Er konnte mit über einem Dutzend verschiedener Waffen umgehen, aber heute war er am Ende seiner Weisheit angelangt.

Edwards letzter Satz ging Townsend nicht aus dem Sinn: »Das war Morris…«

Kämpfte die Gegenseite jetzt mit Bakterien? Hatte Morris sich eine

neue Waffe erschlossen?

Eigentlich traute Townsend dem anderen jede Schweinerei zu.

Bakterienkrieg – die infamste Waffe, die es gab…!

Edwards lag jetzt still. Er rührte sich nicht mehr. Für Townsend gab es keine Zweifel mehr, daß sein Mann tot war.

Aber damit war die schreckliche Verwandlung noch nicht abgeschlossen.

Edwards begann regelrecht zu zerfließen. Eine Beule nach der anderen bildete sich und deformierte den Körper des Toten.

Immer wieder platzten Blasen und verbreiteten diesen üblen Schwefelgeruch.

Schließlich hielt Townsend es nicht mehr aus. Er rannte zum Fenster und öffnete es so weit es ging.

Er nahm einige tiefe Atemzüge, um seinen Ekel und seine Angst zu beruhigen.

Gleich darauf drehte er sich wieder um.

Am Boden vor dem Schreibtisch lag jetzt nur noch eine unförmige schwarze Masse.

Nichts wies mehr darauf hin, daß das einmal ein Mensch gewesen war.

Die schwarze Masse begann zäh dahinzufließen. Sie breitete sich nach allen Seiten hin aus.

Erst jetzt fiel Townsend auf, daß die Masse ihm den Weg zur Tür verlegen wollte.

So schnell es ging hastete er an den freien Stellen darüber hinweg zur Tür. Gerade im letzten Augenblick schaffte er es noch.

Er riß die Tür auf und rannte in den Korridor hinaus.

Am Treppenaufgang hing ein Feuerlöscher.

Instinktiv griff Townsend danach und ging in sein Arbeitszimmer zurück. Er stieß die Tür auf.

Die dunkle Masse hatte jetzt den ganzen Raum zwischen Tür und Schreibtisch für sich in Anspruch genommen.

Townsend zögerte nicht lange. Er nahm den Feuerlöscher und drückte auf den Hebel.

Sofort sprühte weißer Schaum auf die Pestmasse. Es brodelte und zischte, wo der Schaum mit der organischen Masse in Berührung kam.

Der Gestank wurde immer unerträglicher.

Obwohl Townsend nicht wußte, warum er das tat, ruhte er doch nicht eher, als bis alles von einem dichten Schaumteppich eingehüllt war.

Weiße Blasen stiegen hoch. Ein seltsames Schmatzen war zu vernehmen.

Lebte die Masse etwa weiter?

Der Schaum mußte ihr doch den Sauerstoff entzogen haben!

Jetzt stieg die Panik in Perry Townsend hoch.
Er warf den Feuerlöscher in das Zimmer und schlug die Tür zu.
Plötzlich war ihm egal, was aus der Todesmasse wurde.
So schnell er konnte rannte er die Treppe hinunter.
Im Pförtnerhaus saß Jim und blickte stur in den Fernseher.
Townsend klopfte energisch an. Der Neger zuckte zusammen.
Als er seinen Chef erkannte, nahm er Haltung an.
»Trommle unsere Leute zusammen!« ordnete Townsend an. »Wir verlagern unser Quartier. Edwards hat uns ein Todesei mitgebracht!«
Der Neger erstarrte, riß die Augen auf und rannte los.
Natürlich meinte er jetzt, daß Edwards irgendwo eine Zeitbombe versteckt hatte. Aber Townsend war diese Erklärung lieber als das, was er gesehen hatte.
Plötzlich bekam Townsend Angst vor Morris. Wohin sollte dieser verfluchte Bandenkrieg noch führen?
Direkt in den gräßlichsten Horror…!

***

Zwei Männer brachten Damona unter Deck. Sie sprachen kein Wort.
An einem Kartentisch saß ein Mann mit weißem Bart und stechenden Augen. Als er Damona sah, grinste er.
»Einen süßen Köder haben wir den Haien da entrissen«, sagte er anzüglich. »Zu schade, wenn dieses Fleisch gefressen worden wäre…«
Damona warf ihm einen verächtlichen Blick zu. Sie wollte sich nicht aus der Reserve locken lassen.
»Leider haben wir keine passenden Kleider für dich, mein Täubchen«, fuhr der Kerl fort. »Aber ich helfe dir gerne beim Abtrocknen, wenn es sein muß.«
»Es muß nicht sein«, gab Damona zurück. »Kümmern Sie sich lieber um Ihre Kursberechnungen.«
»Das laß' mal meine Sorge sein«, erwiderte der Kerl. »Aber ich kann mich wirklich noch nicht um dich kümmern.« Ein vielsagender Blick traf Damona. Ekel stieg in der jungen Frau hoch.
»Zuerst muß ich mich um deine Leute kümmern«, sagte der Pirat.
»Dann kommt das Vergnügen.« Er wandte sich an einen der beiden Männer, die Damona festhielten. »Binde sie an eine Bank. Und du gehst nach oben und sagst Ted, er soll direkt auf das fremde Schiff zuhalten. Wenn sie schießen wollen, dann sag' ihnen, daß wir ihr Püppchen an Bord haben«, sagte er zu dem anderen.
Folgsam ging dieser an Deck.
Damona verhielt sich ruhig. Noch drohte keine direkte Gefahr für sie. Außerdem war sie sehr erschöpft von dem unfreiwilligen nächtlichen Bad.
War sie vom Regen in die Traufe geraten?

Trotzdem – besser als die mordgierigen Haie waren die Männer hier allemal. Außerdem war Damona schon mit ganz anderen Kerlen fertig geworden.

Nur das Fehlen ihrer Fähigkeiten beunruhigte sie. Im Kampf gegen die Vampire hatte alles noch wunderbar geklappt. Warum hatte der unbewußte Schutzmechanismus dann heute versagt?

Lag es daran, daß sie zur Zeit immer noch nur zur Hälfte Damona King war? Daran, daß die andere Hälfte ihres Bewußtseins Sophia Tozzi hieß?

Damona dachte an den Seelenstein. Sie mußte sehen, daß sie so schnell wie möglich aus dieser Situation hier herauskam, nach Papeete gelangte, den Seelenstein holte, nach San Francisco flog und den Stein dort vernichtete, wie ihre Mutter Vanessa es ihr erklärt hatte.

Damona hörte, wie die Maschine des Schiffes leiser wurde. Demnach hatten die Piraten die DIAMOND STAR erreicht.

In diesem Augenblick hörte sie auch schon die Stimme des einen Piraten durch das Megaphon dröhnen.

»Macht keine Zicken, Leute. Wir haben euer Mädchen aus dem Bach gefischt. Werft eure Waffen weg, und laßt uns längsseits kommen. Bei dem geringsten Widerstand stirbt die Kleine!«

Damona sank in sich zusammen. Sie wußte, daß Tozzi und Wealy aufgeben würden. Die Tatsache, daß die Gangster wußten, daß sie über Bord gegangen war, würde ihnen schon genügen.

Wenige Minuten später verebbte das Tuckern der Maschine. Das Vibrieren des Schiffes hörte auf.

Von weitem vernahm Damona Stimmen. Sie glaubte Tozzis Stimme herauszuhören, war sich aber nicht ganz sicher.

Gleich darauf wurden Wealy und Tozzi hereingebracht.

»An Bord waren nur zwei«, sagte der Mann, der die beiden begleitete. »Ted und Joe inspizieren das Boot. Die Kerle haben interessante Waffen an Bord: Flammenwerfer…«

Der Weißbärtige zuckte herum. »Wieso das?« fragte er Tozzi, der jetzt vor ihm stand.

»Weil wir damit rechneten, es mit Piraten zu tun zu bekommen«, gab der General-Manager zur Antwort. »Immerhin sind in dieser Gegend in letzter Zeit bemerkenswert viele Schiffe verschwunden oder ohne Besatzung aufgetaucht.«

»Dafür sind wir nicht verantwortlich«, erwiderte der Bandit.

Tozzi sagte nichts. Schließlich wußte er, daß die Vampirpiraten für diese Sache verantwortlich gewesen waren. Aber die waren vernichtet. Trotzdem hätten weder Damona noch die beiden Männer damit gerechnet, auf der Rückreise noch echten Piraten in die Hände zu fallen.

»Bring' Sie nach hinten und sperr sie ein«, sagte der Weißbart zu

seinem Mann. »Fräser soll sich mit ihnen befassen. Wir fahren zurück!«

Der Mann drehte sich um und drängte Wealy und Tozzi hinaus.

Da wandte der Weißbart sich noch mal an ihn: »Bring' das Mädchen auch nach hinten. Ich habe zu tun.«

Damona atmete auf. Sie hatte schon das Schlimmste befürchtet.

Als hätte der Pirat ihre Gedanken erraten, wandte er sich noch mal an sie: »Glaub ja nicht, daß du mir entgehst. Wenn wir erst auf unserer Insel sind, werde ich mich dir ausgiebigst widmen. Aber gute Naschereien soll man sich aufheben, dann wird der Appetit darauf größer.« Der Pirat begann laut zu lachen.

Angeekelt sah Damona zur Seite. Sie wollte mit diesem Kerl nichts zu tun haben.

Kampflos würde sie sich jedenfalls nicht ergeben – und wenn sie dem Gangster die Augen auskratzen mußte!

***

Zwei Stunden blieb Mike Hunter bei Richard Fräser, dann schlug der Piratenführer plötzlich vor, die Yachten zu besichtigen. Fräser wollte Mike den Hafen von Fraser's Island zeigen.

Mike stimmte zu. Etwas später lief er zusammen mit Fräser und Ireen über einen weiteren beleuchteten Kiesweg auf die Hafenanlage zu.

»Wie viele Schiffe haben Sie jetzt eigentlich?« wollte Mike wissen.

»Wir haben fünf TIGERSHARK Yachten und vier kleinere Motoryachten, die wir aufgebracht haben. Die TIGERSHARK-Boote waren ursprünglich sogar sechs, aber eines davon ist verschollen. Offensichtlich hat da die Konkurrenz nicht geschlafen.«

»Und Sie haben keine Ahnung, wer diese Konkurrenz ist?« fragte Mike nochmals.

»Nein, das sagte ich doch schon.«

Die drei Menschen liefen über einen Steg auf ein Schiff zu, daß dort am äußersten Ende lag.

»Mit der Yacht fahren Sie morgen früh hinaus, Chrisi Ihr Commander wird Fred Ferkins sein.«

Mike nickte nur. Ein seltsamer Blick Fräsers entging ihm nicht. Erwartete der Piratenführer etwa eine bestimmte Reaktion auf diesen Namen?

Mike beschloß, auf der Hut zu sein. Er durfte sich nicht entlarven.

Nicht auszudenken, was passieren konnte, wenn Fräser herausfand, daß Mike gar nicht Chris Rossi war.

Fräser betrat die TIGERSHARK Yacht. Mike und Ireen folgten ihm an Bord.

Im Schiff brannte Licht. Unter Deck saßen einige Männer um einen Tisch und spielten Karten.

Fräser öffnete die Tür.
Die Köpfe der fünf Männer ruckten herum. Als sie ihren Boß sahen, murmelte jeder einen kurzen Gruß.
»Ich bringe Verstärkung für die Mannschaft«, sagte Fräser. Dabei wandte er sich an einen der Männer: »Du wirst dich freuen, Burt. Es ist ein alter Bekannter von dir: Chris Rossi!«
»Chris?« wunderte der Mann sich und sah sich um. Mike und Ireen schienen ihm gar nicht aufzufallen. »Wo ist er?«
Fräser deutete auf Mike. Seine Skepsis wuchs.
Mike wußte, daß es jetzt passiert war. Dieser Burt mußte Rossi kennen – es war zu spät.
Ehe die Banditen noch etwas tun konnten, warf Mike sich herum, rannte davon, sprang von der Yacht auf den Steg und raste weiter.
Er mußte verschwinden, untertauchen. Zuerst brauchte er ein Versteck, um die neue Situation zu überdenken. Dann mußte er handeln. Die Banditen würden es nicht dulden, daß ein Fremder auf ihrer Insel weilte.
Jemand schoß hinter ihm her, aber die Kugel ging weit daneben.
Mike hetzte den Kiesweg hinauf.
Glücklicherweise kam ihm niemand entgegen.
In der Nähe von Mikes Unterkunft begann der Dschungel. Dorthin wollte er sich flüchten.
Mike hielt sich im Schatten der Gebäude. Jetzt verfluchte er diese beleuchteten Kieswege. Sicher bot er ein sehr klar sichtbares Ziel.
Endlich zweigte ein anderer Weg ab. Ohne lange zu überlegen, rannte Mike hinein. Er mußte den Blicken seiner Verfolger entschwinden!
Ein weiterer Schuß krachte, aber wieder passierte Mike nichts. Er hatte längst eine zu große Distanz zwischen sich und seine Verfolger gelegt. Außerdem konnten sie nicht genau zielen, da er sich bewegte.
Die Gasse, in der Mike sich jetzt befand, war schmal und dunkel.
Erst jetzt konnte – er richtig losrennen, ohne sich immer ducken zu müssen.
Wenig später erreichte Mike wieder einen beleuchteten Pfad. Einige Männer kamen des Weges. Mike verhielt sich ruhig, atmete tief durch und trat dann hinaus.
Langsam lief er auf die Männer zu, ganz normal. Er grüßte knapp, aber die anderen beachteten ihn nicht. Sie unterhielten sich lautstark und schwankten mehr, als daß sie gingen.
Die Kerle waren sinnlos betrunken.
Mike lief jetzt direkt auf seine Unterkunft zu. Irgendwo in der Nähe mußte das kleine Stückchen Dschungel beginnen, das die Piraten sich noch nicht urbar gemacht hatten.
Von seinen Verfolgern hörte Mike nichts mehr. Offenbar hatte er sie

abgeschüttelt.

Endlich erreichte er die ersten Büsche des Urwaldes. Mike schlüpfte im Dickicht unter.

Da kam ihm plötzlich ein beunruhigender Gedanke: Konnten sich seine Gegner nicht ausrechnen, wohin er sich wenden würde?

Mike wußte nicht einmal, wie groß oder wie klein dieser Dschungel war.

Was würde geschehen, wenn die Piraten den Urwald systematisch durchkämmten?

War er hier überhaupt sicher?

***

Mikes Flucht kam für die Banditen auf dem Schiff völlig überraschend.

»Sag' bloß, das ist nicht Rossi?« Fräser sah Burt fassungslos, aber auch etwas wütend an.

»Erraten«, erwiderte der andere. Er zog eine Pistole und rannte an Deck. Fräser hörte den Knall der Waffe.

Die anderen Piraten rannten hinter Burt her. Im Handumdrehen hatten alle Waffen in den Händen.

»Hinter ihm her!« befahl Fräser. »Jagt ihn! Jemand muß Verstärkung holen! Aber bringt ihn lebend! Ich will mit ihm reden!«

Als Ireen hinter Burts Männern herrennen wollte, packte Fräser sie am Oberarm. »Du bleibst hier! Mit dir habe ich noch zu reden, mein Täubchen!«

»Laß' mich in Ruhe!« fauchte sie ihn an. »Was willst du von mir?«

Fräser sah sich um. Er war jetzt alleine mit dem Mädchen an Bord der Yacht.

»Komm mit hinunter!«

Ireen mußte ihm folgen. Außerdem ließ Fräser sie nicht los. Er stieß sie in eine der Kojen. Hinter sich sperrte er die Tür zu.

»So«, fing er an. »Jetzt möchte ich genau wissen, was das soll. Du wußtest doch genau, daß das nicht Chris Rossi war!«

»Ich weiß gar nichts«, blieb Ireen verstockt. Sie wußte aber genau, daß sie jetzt ausgespielt hatte.

»Ich habe dich oft mit Purvis gesehen«, fuhr Fräser mit gefährlich leiser Stimme fort. »Seit Purvis liquidiert ist, habe ich dich mit etwas anderen Augen gesehen als früher.«

»Und?« versuchte Ireen standhaft zu bleiben. Sie wußte genau, daß sie keine Unsicherheit zeigen durfte, sonst war sie sofort ausgespielt.

»Ich weiß, daß du Rossi kennen mußt«, redete Fräser weiter. Dabei setzte er sich neben Ireen auf das Bett, griff nach ihrem Knie und preßte es.

Die junge Frau stöhnte auf.

»Rossi hat die erste TIGERSHARK Yacht entführt«, sprach der Piratenführer unberührt weiter. »Und du warst damals in San Francisco. Mit dem Überführungstörn kamst du hierher!«

»Ich habe den Entführer der Yacht nicht kennengelernt«, beharrte Ireen. »Du kanntest ihn schließlich auch nicht!«

»Ich war auch nicht in San Francisco!« brüllte Fräser sie an.

»Ich werde dir sagen, was ich glaube.« Fräser senkte die Stimme.

»Du gehörst zu Townsend! Als Purvis starb, gab es eine Lücke, und dein Boß hat Ersatz geschickt. Ich weiß nicht, was ihr mit dem richtigen Rossi gemacht habt, aber nur so kann es sich zugetragen haben!«

»Was du denkst, das glaubst du«, erwiderte Ireen leise. Ihr blondes Haar war zerzaust. »Wahrscheinlich kann ich dir immer wieder erzählen, daß ich unschuldig bin, und du würdest doch davon überzeugt sein, daß du recht hast!«

»Stimmt. Wenn die Leute den Kerl gefaßt haben, werde ich euch gegenüberstellen. Natürlich werde ich ihm erzählen, daß du gesungen hast.«

»Du Teufel!« preßte Ireen zwischen den Lippen hervor.

In ihrem Kopf arbeitete es. Sie mußte etwas tun, wenn sie auf die Dauer mit dem Leben davonkommen wollte.

In diesem Augenblick erblickte sie den 38er.

Der Revolver gehörte offenbar einem der Kartenspieler. Die Waffe ragte mit dem Knauf aus einem Regal über Ireens Kopf.

»Ich werde dich einsperren«, sagte Fräser. Seine Augen schienen sie zu durchdringen. »In einem Bambuskäfig…«

Seine Lippen verzogen sich zu einem häßlichen Grinsen. »Die Tropennächte sind kalt. Außerdem dürftest du in solch einem Käfig ganz gut aussehen – splitternackt…«

In diesem Augenblick spannte Ireen ihren Körper an und schnellte hoch. Mit einem gut berechneten Griff packte sie die Waffe und ließ sie auf Fräsers Schädel niedersausen.

Der Pirat sackte weg und ging zu Boden. Ireen hatte gut getroffen.

Einen Augenblick spielte sie verlegen mit der Waffe. Mehr hatte sie nicht gewollt als das. Gut, Fräser war betäubt – aber wie sollte es weitergehen?

Plötzlich bewegte der Pirat sich wieder.

Ireens Herz schien stehenzubleiben. Entweder hatte sie nicht richtig getroffen, oder Fräser hatte sich nur verstellt.

Da überschlugen sich die Ereignisse.

Ireen sah, wie Fräser eine Pistole aus seiner Jackentasche zog. Damit bestimmte er das Gesetz des Handelns.

Ohne lange zu überlegen, entsicherte Ireen den 38er. Sie wartete, bis Fräser die Pistole in Anschlag brachte. Er schien gar nicht zu sehen,

daß auch auf ihn der Lauf einer Waffe gerichtet war.
Ireen hoffte nur, daß ihr 38er geladen war. Als sie sah, wie Fräsers Finger sich krümmte, drückte sie ab.
Erschrocken zuckte sie zusammen, als es knallte. Einen Augenblick lang wußte sie nicht, woher der Knall kam.
Hatte Fräser geschossen – oder war sie es selbst gewesen?
Erst nach einer Sekunde dämmerte ihr, daß sie gewonnen hatte – dann, als sie den blutverschmierten Boden sah.
Benommen erhob sie sich und ging zur Tür. Mit zitternden Fingern sperrte sie auf, dann ging sie hinaus.
Gleich darauf lehnte sie sich über die Reling und übergab sich. Ihr war hundeelend.
Jetzt mußte sie fliehen. Am liebsten hätte sie gleich dieses Boot genommen, aber das wollte sie nicht. Sie wollte keine Leiche an Bord haben. Aber um den toten Piratenführer zu entfernen, dazu fehlte ihr der Mut.
Immer wieder sah sie die zusammengesunkene Gestalt mit der Kopfwunde vor ihrem geistigen Auge auftauchen.
Verwirrt verließ sie das Schiff. Ihr fiel gar nicht auf, daß sie noch immer die Waffe in der Hand hielt.
Erst nach einer Weile, als der Hafen schon nicht mehr zu sehen war, kam sie langsam wieder zu sich.
Angeekelt warf sie den 38er in die Büsche. Als sie an sich heruntersah, fiel ihr auf, daß ihr weißes Sommerkleid einige rote Spritzer abbekommen hatte.
Sie würgte.
So rasch es ging, suchte sie ihre Unterkunft auf. Sie wechselte die Kleidung, dann packte sie ihre Sachen.
Sie wollte nichts zurücklassen, schon gar nicht das Vermögen, das sie hier gemacht hatte.
In aller Hast packte sie zwei Koffer. Dann verließ sie ihre Unterkunft und ging zurück zum Hafen.
Sie kannte eine unbemannte Yacht. Dorthin brachte sie ihre Sachen. Jetzt fehlte nur eine Mannschaft.
Aber auch die würde sie bekommen. Ireen war zuversichtlich. Sie wußte, was sie zu tun hatte.
Sie hoffte nur, daß Mike Hunter die Piratenbande noch ordentlich auf Trab halten würde, dann konnte sie unbemerkt entkommen.
Vorausgesetzt, daß Fräsers Leiche vorher nicht gefunden wurde…

***

In dieser Nacht schlief Perry Townsend sehr schlecht. Die ganze Zeit über plagten ihn Alpträume. Er sah überall schwarze, platzende Pestbeulen, und in jeder dieser Beulen grinste das Gesicht von Phil

Morris.
Irgendwann erwachte Townsend schweißgebadet. Ihm war hundeelend. Benommen erhob er sich.
Er hatte seine Leute aus dem Geschäftshaus in sein privates Domizil umquartiert. Townsend hoffte nur, daß keiner von ihnen den Pestkeim bereits in sich trug.
Townsend trug nur eine Badehose. Er schlüpfte in ein Paar Mokassins und verließ das Schlafzimmer. Über einen Korridor gelangte er in seinen großen Aufenthaltsraum mit der Bar und dem großen Swimmingpool.
Hier hatte er auch Mike Hunter empfangen.
Nur kurz dachte Townsend an den Mann, den er zwangsweise zu seinem Verbündeten gemacht hatte. Viel lieber hätte Townsend den ganzen King-Konzern zerstört und seiner eigenen Firma einverleibt.
Aber er mußte der Not folgen. Hunter war sicher ein wertvoller Verbündeter.
Townsend fühlte, daß es besser war, diesen Mann zum Kampfgenossen als zum Feind zu haben.
Der Industrieboß ging zur Bar und schenkte sich einen Aquavit ein. Er nahm gleich einen doppelten.
Dann setzte er sich in einen Sessel und begann zu grübeln.
Er wollte nicht mehr schlafen. Alles wollte er tun, nur nicht mehr diese gräßlichen Alpträume erleben müssen.
Immer wieder mußte er an Edwards Schicksal denken. Nie hätte er geglaubt, daß es so was geben konnte. Ein Horrorfilm schien hier Wirklichkeit geworden zu sein.
Es war eine verfluchte Situation. Wie sollte er seinen Leuten alles erklären? Die glaubten doch, daß irgendwann im alten Quartier eine Bombe hochgehen mußte.
Aber die Leute hatten nicht zu denken! Sie hatten nur zu gehorchen!
Damit beruhigte Townsend sich wieder. Sein Blick ging stier über den grünen Teppichboden auf das Schwimmbecken zu.
Kein Mensch würde dort baden. Niemandem würde das bekommen.
Das Becken war für Townsends Hobby reserviert: dort drin lebten etwa vierzig Piranhas. Jeden Tag verzehrten diese Fische fast ein ganzes Schwein.
Grübelnd verging etwa eine Stunde. Der Industrieboß kämpfte mit dem Schlaf, der ihn übermannen wollte. Aber Townsend durfte nicht schlafen – er wollte nicht träumen!
Irgendwann mußte er doch eingenickt sein.
Als Townsend erwachte, kitzelte ihn ein Sonnenstrahl an der Nase.
Verwundert, aber auch erleichtert, richtete Townsend sich auf.
Er hatte nicht geträumt!
In diesem Augenblick vernahm er ein leises Rascheln aus der

Richtung des Swimmingpools.
Noch war Townsend allein. Es war kurz nach halb sieben. Keiner seiner Leute ließ sich blicken. Wahrscheinlich waren noch alle beim Frühstück. Außerdem vermuteten sie ihren Boß im Schlafzimmer.
Das Geraschel kam aus den Blättern der Tropenpflanzen, die um den Pool herum gruppiert waren.
Plötzlich fiel etwas auf den Boden.
Verwundert erkannte Townsend, daß es sich um eine Schlange handelte.
Vorsichtig trat er näher.
Tatsächlich, es war eine kleine schwarze Schlange. Sie war etwa fünfundzwanzig Zentimeter lang und hatte keine Zeichnung. Nur auf dem Kopf befand sich ein weißer Fleck.
Das Tier schlängelte sich schnell auf Townsend zu.
Auch als der Industrieboß zurückwich, verfolgte ihn das Tier. Er trat einige Schritte zur Seite, aber das Tier machte jede Richtungsänderung mit.
Townsend wurde unheimlich zumute. So etwas hatte er noch nicht erlebt.
Was war das überhaupt für eine Schlange? Gab es diese Art überhaupt? Schwarz und ohne Zeichnung?
Noch immer trug Townsend nur seine Badehose und die Mokassins. Wenn die Schlange giftig war, dann konnte sie ihn leicht verletzen.
Da rannte Townsend auf die Bar zu und griff sich zwei Flaschen.
Als er sich umdrehte, war die Schlange nur hoch drei Meter von ihm entfernt.
Vorsichtig lief er jetzt auf die Schlange zu. Seltsamerweise verharrte das Tier in der Bewegung.
Als Townsend noch einen Meter von der Schlange entfernt war, richtete sie sich plötzlich auf – wie eine Cobra.
Aber es war keine Cobra…!
Dafür entdeckte Townsend jetzt etwas, das ihm vorher noch nicht aufgefallen war.
Der weiße Fleck auf dem Kopf…!
Es handelte sich nicht um einen simplen Punkt, sondern um einen kleinen – Totenschädel!
Townsend zuckte zurück. Das hätte er nicht erwartet. Er sah noch einmal hin, aber der Totenschädel blieb. Townsend hatte sich nicht getäuscht.
Die Schlange zischte. Sie stieß vor.
Sofort sprang Townsend zurück. Er ließ eine Flasche auf die Schlange sausen.
In diesem Augenblick löste das Tier sich in Luft auf.
Dem Industrieboß drohte das Herz stehenzubleiben. Er begriff

überhaupt nichts mehr. Benommen schraubte er die Flasche, die er in der Hand hatte, auf und setzte sie an die Lippen, ohne nachzusehen, was sie überhaupt beinhaltete.

Es war Mineralwasser.

Townsend spie aus und schleuderte die Flasche in den Swimmingpool. Dann zwickte er sich in den Arm.

Als er genau wußte, daß er nicht geträumt hatte, ging er zur Bar hinüber und goß sich einen Bourbon ein.

Dann setzte er sich in einen Sessel.

Relativ schnell leerte er das Glas. Anschließend erhob er sich wieder und füllte nach.

Am Tresen lag eine seiner Pfeifen. Um sich zu beruhigen, nahm er sie an sich und stopfte sie.

Fünf Minuten später saß Perry Townsend ruhig und relativ entspannt in seinem Sessel. Zwischen seinen Zähnen hing die Pfeife, an der er immer wieder kräftig zog.

Als er wieder mal das Whiskyglas vom Tisch nahm, passierte es.

Auf Townsends Stirn erschien eine riesige schwarze Beule, eine zweite auf der Wange, die dritte am Kinn…

Townsend schrie auf, als auch auf seinen Händen Beulen erschienen und platzten. Sein Whiskyglas entglitt der schwellenden Hand.

Es war vorbei. Scravallas Todesfluch erfüllte sich.

***

Die beiden Wächter am Tor bereiteten Ireen keine Schwierigkeiten.

Die Männer wußten, daß die Blondine Fräsers Geliebte war. Also durfte sie passieren.

Ireen atmete auf, als sie im Hof stand. Kein weiterer Mensch war mehr hier. Die beiden Wächter standen vor dem Tor auf der anderen Seite der Mauer. Von ihnen waren vorläufig also keinerlei Schwierigkeiten zu erwarten.

Ireens Blicke streiften die Käfige an der hinteren Wand. Hoffentlich waren diese geschundenen Menschen noch imstande, ein Boot zu führen…

Hastig betrat die blonde Frau das Haus. Glücklicherweise waren Fräsers Vertraute ausgeflogen. Offenbar beteiligten sie sich alle an der Jagd auf Mike Hunter.

Hinter dem Gebäude begann der Dschungel. Durch ein geöffnetes Fenster hörte Ireen Rufe und Schüsse.

Signalraketen.

Die einzelnen Gruppen der Piratenhorde zeigten, wo sie sich gerade befanden.

Ireen raffte einige Gewehre und Pistolen zusammen und warf die Waffen auf eine Couch. Dann ging sie zu Fräsers Schreibtisch, wo der

Schlüssel für die Käfige war. Glücklicherweise besaßen die Türen ein Standardschloß. So brauchte Ireen nicht bei jedem einzelnen Käfig nach dem passenden Schlüssel zu suchen.

Sie steckte den Schlüssel ein, hängte sich die Gewehre um und nahm die Pistolen in die Hand. So schnell es ging, verließ sie das Gebäude.

Im Schatten des Hauses schlich sie sich zu den Käfigen. Dort ließ sie die Waffen zu Boden gleiten.

Die überwiegende Mehrheit der Gefangenen schlief.

Vorsichtig schlich Ireen an der Reihe der Käfige entlang. Schließlich sah Ireen einen wachen Mann. Seine Augen reflektierten die Hofbeleuchtung.

»Wiggins«, sagte Ireen, als sie einen der abtrünnigen Piraten erkannte. Der Mann saß erst seit zwei Tagen in dem Käfig. Er hatte Beutegüter unterschlagen – bei Fräser ein todeswürdiges Verbrechen.

»Was willst du?« fuhr er sie an.

Er sah so aus, als wäre er noch gut bei Kräften.

»Dich befreien«, entgegnete sie leise. »Dich – und alle anderen hier! Wir müssen fliehen. Ich habe Fräser erschossen!«

Ireen glaubte es in den Augen ihres Gegenübers aufleuchten zu sehen, das konnte aber auch täuschen. So schnell es ging öffnete sie die Käfigtür.

Der Mann war gefesselt. Ireen mußte ihm auch noch die Handund Fußfesseln durchschneiden.

»Danke«, stieß er hervor. Dann begann er sich die Handgelenke zu massieren. Zerschlagen stolperte er aus dem Käfig, ließ sich zu Boden gleiten und streckte sich.

»Wenn Sie einigermaßen hergestellt sind – dort drüben sind Waffen.« Ireen deutete auf die Hauswand. Wiggins nickte.

»Danke, Mädchen«, stieß er hervor. »Du darfst mich ruhig duzen. Wir sind im gleichen Boot.«

Ireen kümmerte sich nicht weiter um ihn. Neben Wiggins war ein weiterer Mann aufgewacht. Es handelte sich um ein Besatzungsmitglied einer gekaperten Yacht.

»Wollen Sie hier heraus?« fragte Ireen vorsichtig.

Der Mann nickte. Ireen entsann sich. Es handelte sich um das Besatzungsmitglied eines französischen Containerschiffes, das Fräser ausgeraubt hatte. Das Schiff war geplündert und inzwischen versenkt worden.

»Werden Sie uns helfen?« fragte Ireen auf französisch. Aber sie wartete die Antwort gar nicht erst ab, sondern sperrte schon auf.

Gleich darauf war der Mann befreit.

Auch er massierte seine Handgelenke.

»Ich habe Hunger«, sagte er.

Ireen sah Wiggins an. »Du auch?« fragte sie.

»Ich habe seit zwei Tagen nichts mehr gegessen«, gab er zurück.
»Gut, dann geht in die Küche und macht euch etwas. Ich werde weitere Leute schicken. Alle sollen sich stärken, ehe es losgeht.«
»Aber was ist mit Fräser und seinen Leuten?« warf Wiggins ein.
»Fräser ist tot, das sagte ich schon, und die Leute jagen einen Fremden durch den Dschungel, den ich leichtsinnigerweise aus Papeete mitgebracht habe. Reicht diese Auskunft fürs erste?«
»Natürlich«, gab Wiggins sich zufrieden. »Demnach wird uns also niemand behelligen?«
»Bis auf die beiden Wächter vor dem Tor«, erwiderte Ireen rasch.
»Mit denen müssen wir noch fertig werden. Aber das hat Zeit. Wenn die Kerle bis zuletzt dort stehenbleiben, erregen wir keinen Verdacht. Am Hafen steht eine Yacht bereit. Vielleicht können wir sogar noch ein zweites Schiff klarmachen, wenn genug Leute zusammenkommen.«
»Könnte sein«, meinte Wiggins. »Heute nachmittag waren in den Käfigen noch achtundzwanzig Leute eingesperrt. Wenn wir davon fast die Hälfte als verrückt oder tot abschreiben, bleiben immer noch genug Leute für zwei Schiffe. Vierzehn oder fünfzehn Leute wären für eine Yacht schon fast zuviel. Wir würden uns gegenseitig auf die Füße treten.«
»Stärkt euch«, sagte Ireen. »Ich befreie die Leute. Und – nimm ein Gewehr. Sicher ist sicher.«
Die beiden Männer entfernten sich.
Ireen ging jetzt dazu über, jeden Käfig aufzusperren. Da die Insassen ohnehin gefesselt waren, bestand keine Gefahr, wenn sie an einen Wahnsinnigen geriet.
Im nächsten Käfig lag eine Frau. Sie war zusammengesunken und rührte sich nicht. Im Halbdunkel erkannte Ireen, daß die Frau schlimm zugerichtet worden war. Es mußte sich um ein Crewmitglied einer gekaperten Yacht handeln.
Als Ireen das Handgelenk der Frau ergriff, zuckte sie erschrocken zurück.
Vorsichtig tastete sie sich wieder vor. Angespannt berührte sie die Frau an verschiedenen Stellen.
Dann wich sie zurück und schlug die Käfigtür zu. Hier konnte sie nichts mehr tun. Die Frau war tot, gestorben unter menschenunwürdigen Verhältnissen und Umständen.
»Diese Bestien«, preßte Ireen zwischen den Zähnen hervor, ohne daß ihr auffiel, daß sie vor sehr kurzer Zeit auch noch dazugehört hatte. Bislang hatte sie sich nie um die Gefangenen gekümmert.
Ireen bemerkte die Veränderung gar nicht, die mit ihr vorging.
Hatte der Mord ihr Denken verändert? War ihr alles als normal erschienen, als Fräser noch gelebt hatte?
Sie warf einen letzten Blick auf die tote Frau, dann gab sie sich einen

Ruck und ging zum nächsten Käfig.
Als sie die Tür aufschloß, vernahm sie Schritte hinter sich.
»Was machen Sie da?« ertönte eine; harte Männerstimme.

***

Mike Hunter stolperte durch die Dunkelheit. Immer wieder peitschten ihm Äste und Lianen ins Gesicht.
Er hoffte nur, daß er keinen wilden Tieren begegnete. Vor allem vor Schlangen ekelte ihn.
Aber darauf konnte er keine Rücksicht nehmen. Inzwischen wußte er, daß sich seine schlimmste Befürchtung zu bewahrheiten schien: Die Piraten schickten sich an, den Urwald zu durchkämmen.
Mike hatte einige der Signalraketen gesehen. Demnach arbeiteten die Gangster sich aus zwei verschiedenen Richtungen zu ihm vor.
Blieb noch eine Richtung, in die er flüchten konnte.
»Hoffentlich war das keine Falle!«
Mike dachte daran, daß man ihn möglicherweise absichtlich in diese eine Richtung laufen ließ. Woher sollte er wissen, was in den Köpfen seiner Widersacher vorging?
Trotzdem schlug er die freie Richtung ein. Allerdings war er auf jeden Angriff vorbereitet.
Plötzlich stolperte er und schlug der Länge nach hin.
Hart stieß er sich den Kopf an einer Wurzel.
Mike stöhnte auf. Ein stechender Schmerz jagte durch seihen rechten Fuß.
Mühsam richtete er sich wieder auf. Als er auftreten wollte, wiederholte sich der Schmerz.
Mike fluchte. Offenbar hatte er sich den Fuß verstaucht.
Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Damit steigerte sich der Schwierigkeitsgrad seiner Flucht nahezu um hundert Prozent.
Langsam humpelte er von Baumstamm zu Baumstamm.
Hier im Dickicht war es stockdunkel. Jetzt in der Nacht hatte er eine gute Chance, seinen Verfolgern auch dann noch zu entkommen, wenn sie ganz nahe an ihn herankommen sollten.
Wenn es heller gewesen wäre, hätte er das Loch auch nicht übersehen, in das er da getreten war.
Nur ganz selten drang das Sternenlicht durch das Blätterdach. Die Tiere des Waldes schnatterten.
Glücklicherweise war es noch nicht sehr kalt. Vielleicht kam das Mike aber auch nur so vor, weil er sich ständig in Bewegung befand.
Aus einiger Entfernung vernahm Mike wieder einen Knall.
Gleich darauf schimmerte ein rötlicher Schein durch das Blätterdickicht. Einmal glaubte Mike die Leuchtkugel sogar zu sehen.
Die Gruppe seiner Verfolger war schon sehr dicht herangekommen,

stellte er fest. Näher, als ihm lieb war.

Emsig schob er sich weiter voran. Wenn er wenigstens einen Stock gehabt hätte. Aber so mußte er von Baumstamm zu Baumstamm humpeln – eine nicht gerade sehr bequeme Art der Fortbewegung.

Der Generalbevollmächtigte des King-Konzerns schwitzte aus allen Poren. Das frische Hemd, das er sich am Abend angezogen hatte, klebte ihm am Körper. Seine Schuhe waren naß und verdreckt, und die Hose sah sicher nicht besser aus. Aber das waren die geringsten Widrigkeiten.

Dieser verfluchte Fuß! Warum mußte das ausgerechnet hier passieren?

Etwas später stapfte Mike durch ein Sumpf gebiet. Dabei mußte er völlig blind vorgehen. Mike hoffte nur, daß er nicht versank und unterging.

Obwohl der verletzte Fuß schmerzte, konnte Mike sich damit doch fortbewegen, und zwar besser als es zunächst ausgesehen hatte.

›Nur nicht an die Verletzung denken‹, suggerierte Mike sich ein, ›nur nicht daran denken!‹ Es klappte. Der Schmerz ließ nach. Mike konzentrierte sich auf wichtigere Dinge.

Bald hatte er das sumpfige Gebiet überwunden. Etwas später sah er den ersten Lichtschimmer.

Mike glaubte nicht recht zu sehen.

Das war die Inselstadt!

Demnach hatte er sich im Kreis bewegt. Der Dschungel mußte die Stadt halbkreisförmig umgeben.

Mike war das nur recht. In der Stadt würde man ihn zur Zeit bestimmt nicht vermuten. Vielleicht hatte er Glück und fand ein Haus, in dem er sich verbinden konnte.

Als Mike an die Wunde dachte, begann sie wieder zu schmerzen.

Er fluchte und ging weiter.

Etwas später gelangte er an ein Gebäude, das von einer Mauer umsäumt war. Als er aus dem Schatten der Bäume heraustrat, wäre er fast den beiden Torwächtern in die Arme gelaufen.

Gerade noch rechtzeitig erkannte Mike, welches Gebäude er da vor sich hatte.

Ein angenehmer Zufall, dachte Mike, als er sich wieder in den Dschungel zurückzog, um zu versuchen, das Haus über die hintere Mauer zu betreten.

Mike überlegte, daß Fräser sich bestimmt nicht an der Verfolgung beteiligte. Er war also in seinem Residenzgebäude, in dem Haus hinter der Mauer.

Vielleicht war das die Gelegenheit, den Piratenführer zu überwältigen…

Die hintere Mauer war hoch und sah uneinnehmbar aus. Aber nach

einer Weile entdeckte Mike einen Baum mit ausladenden Ästen, den er unter großen Mühen erklomm.

Tatsächlich kam er so auf die Mauer hinauf.

Es schmerzte, als er von dem Ast absprang und an der oberen Mauer aufkam. Aber darauf konnte Mike keine Rücksicht nehmen.

Er mußte kämpfen, um überleben zu können, nur darauf kam es an.

Von der Mauer aus sprang Mike auf das Flachdach eines Gebäudes, das als Garage, Pferdestall oder als Werkstatt dienen mochte.

Vielleicht erfüllte es auch einen ganz anderen Zweck. Mike war das auch egal.

An einer Dachrinne kletterte Mike auf den Boden hinunter. Endlich stand er im Innern des Allerheiligsten. Hier residierte Richard Fräser.

Mike konnte nicht wissen, daß der Mann, den er suchte, längst tot war.

Als er um die Ecke bog, kamen ihm zwei Männer entgegen. Sie bewegten sich seltsam ungelenk – so, als hätten sie ihre Glieder seit längerer Zeit nicht mehr benützt.

Sie verschwanden im Haus. Mike huschte zum Eingang, da vernahm er ein Geräusch hinter dem Haus.

Vorsichtig schlich er zur Hausecke. Als er die Augen zusammenkniff, erkannte er Ireen, die sich bei den Gefangenen zu schaffen machte.

Nur kurz wog Mike das Risiko ab, das er einging, wenn er sich ihr zu erkennen gab. Aber war sie nicht doch seine Verbündete?

Schließlich hatte sie ihn hierhergebracht.

Entschlossen trat Mike aus der Dunkelheit hervor. Er blickte zu den Fenstern hinüber, um zu sehen, ob dort nicht Fräser irgendwo stand.

Aber das war nicht der Fall. Die Fenster waren finster.

Mike lief auf die Käfige zu, bis er kurz hinter Ireen stand.

Die junge Frau hatte eben einen Käfig wieder verschlossen, ohne den Insassen zu befreien. Mike konnte nicht sehen, daß die Frau im Käfig tot war.

»Was machen Sie da?« fragte er hart.

***

Ireen drehte sich erschrocken um.

Als sie Mike sah, entspannte sie sich.

»Ach, Sie sind es«, sagte sie. »Ich dachte schon, es wäre einer von Fräsers Leuten…«

»Wieso? Haben Sie neuerdings Angst vor denen?«

»Seit ich Richard Fräser erschossen habe, ja«, gab sie zu Mikes Erstaunen zurück. »Aber daran sind indirekt Sie schuld. Oder die Umstände, je nachdem. Hätte man Sie nicht entlarvt, dann…«

So rasch es ging erzählte sie Mike, was sich in der Zwischenzeit ereignet hatte. Mit ernster Miene hörte er zu.

»Wir sollten uns beeilen«, drängte Mike, als Ireen geendet hatte.

»Ich denke, daß die Verfolger nicht mehr weit hinter mir waren. Außerdem bin ich verletzt, und zum Hafen haben wir noch einen ziemlichen Weg zurückzulegen…«

»Gut, dann helfen Sie mir, die Gefangenen zu befreien. Je früher wir fertig werden, desto besser. Dann lassen wir das Essen eben ausfallen. Vorräte haben wir auch auf den Schiffen!«

Mike half Ireen so rasch es ging. In den nächsten zehn Minuten befreiten sie noch zwölf Menschen.

Wiggins kam mit dem Franzosen zurück. Die beiden Männer hatten ein Tablett mit belegten Broten dabei.

Gierig aßen die Befreiten die gebotene Nahrung. Zu lange hatten sie welche entbehren müssen.

»Wir sollten aufbrechen«, drängte Mike schließlich. »Jeden Augenblick kann die Piratenhorde zurückkommen!«

»Wir haben noch die beiden Wachen am Tor«, gab Ireen zu bedenken. »Aber das mache ich schon.«

Damit lief sie schon auf das Tor zu. Wiggins und der Franzose folgten ihr, dann kamen die anderen in etwas größerem Abstand.

Mike Hunter sah, wie Ireen sich mit den Wachen unterhielt. In diesem Augenblick kamen Wiggins und der Franzose mit gezückten Messern von hinten.

Die beiden Wachen hatten keine Chance.

So rasch es ging, eilte die kleine Prozession auf den Hafen zu.

Nach einer Weile stand Mike neben Ireen.

»Mußte das sein?« fragte er sie.

»Was?«

»Die Wachen. Ihr hättet sie nicht zu töten brauchen. Das war Mord – meuchlings von hinten.«

»Wir sind im Krieg«, sagte Ireen kaltschnäuzig.

Mike schwieg. Es hatte keinen Sinn, noch etwas entgegnen zu wollen.

Kurz darauf erreichten sie den Hafen. Ireen ging voran.

Plötzlich fluchte sie und winkte den anderen, wegzubleiben.

Mike spürte, daß etwas nicht stimmte.

Ireen kam zurück.

»Das zweite Boot ist zurückgekommen«, erklärte sie. »Die Leute gehen an Land. Wir müssen uns zwischen den Gebäuden hindurchschleichen. Sie dürfen uns nicht sehen.« Sie atmete tief durch. »Glücklicherweise haben sie nicht in unmittelbarer Nähe des Fluchtbootes festgemacht.«

»Augenblick«, sagte Wiggins, als Ireen sich schon zum Gehen wenden wollte.

»Ja?« Die junge Frau blieb stehen.

»Wieviel Leute kommen mit dieser Yacht?«

»Sechs, nehme ich an. Wieso?«

Wiggins sah sich um. »Wir sind sechzehn, also eindeutig in der Überzahl. Außerdem sind wir gut bewaffnet und auf einen Kampf vorbereitet, während diese Kerle nicht wissen, was ihnen blüht, wenn wir ihnen hier auflauern.«

»Warum Kampf?« fragte Mike. »Das kostet nur Zeit – und Blut!«

»Weil wir sechzehn Leute sind – viel zu viel für eine einzige Yacht. Wenn wir ein weiteres leeres Schiff flottmachen, brauchen wir unnötig viel Zeit und werden vielleicht doch noch entdeckt, aber dort steht ein Schiff, dessen Motor noch warm ist…«

»Gut«, entschloß Ireen sich rasch. »Wir überfallen die Bande, ehe sie uns in den Rücken fällt. Ich bin unverdächtig, also werde ich ihnen entgegengehen.«

»Ich gehe mit«, sagte Mike. »Als neues Mitglied der Gemeinschaft dürfte auch ich unverdächtig sein.«

»Nein!« Energisch schüttelte Ireen den Kopf. »So wie du aussiehst, so zerschunden und abgekämpft, bist du keineswegs unverdächtig. Außerdem will ich nicht, daß sich das Malheur wiederholt und du noch mal entlarvt wirst.«

Der Streß brachte es mit sich, daß Ireen Mike plötzlich per Du anredete. Keiner der beiden achtete darauf.

Wiggins und die anderen verschanzten sich hinter den Bäumen.

Mike gab sich geschlagen und versteckte sich ebenfalls. Dabei nahm er eine Position ein, von der aus er gut die Strecke bis zu einigen der Anlegestege übersehen konnte.

Ireen setzte sich in Bewegung. Kaum war sie losgelaufen, da kamen auch schon die ersten Männer der Schiffsbesatzung in Mikes Blickfeld.

Das erste, was Mike erkannte war, daß die Kerle drei Gefangene mitschleppten: zwei Männer und eine Frau.

Aber erst als sie näherkamen und das Licht auf das Gesicht der Frau fiel, weiteten sich Mikes Augen vor Erstaunen.

»Damona!« entfuhr es ihm.

***

Interessiert sah Damona King sich um. Sie fragte sich, auf welche Insel man sie verschleppt hatte. Alles machte hier einen sehr zivilisierten Eindruck.

Die Piraten hatten Damona bisher glücklicherweise in Ruhe gelassen.

Die Männer verließen geschlossen den Hafen. Nur einer war an Bord zurückgeblieben.

Die drei Gefangenen schwiegen sich aus. Sie waren sich darüber einig, daß sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit fliehen wollten.

Eine Frau kam den Männern entgegen.

»Hallo, Ireen«, begrüßte der Weißbart sie. »Hast du uns erwartet?«
»Der Boß hat mit dir etwas vor, Ben«, sagte sie. »Du solltest dich beeilen. Ich glaube, es wird eine größere Sache: Ein Containerschiff…«
»Moment.« Ben verstand nicht recht. »Was soll das denn?«
»Du sollst noch in dieser Nacht in See stechen. Zwei andere Boote werden dich begleiten…«
»Aber… Hey – ich komme von einer Kaperfahrt zurück. Mein Boot ist leicht lädiert, weil es eine Schießerei gab, und …«
»Das macht nichts«, unterbrach Ireen und hakte sich zwanglos bei ihm unter. »Komm mit. Fräser wird dir alles erklären.«
»Da bin ich aber gespannt«, meinte er.
Ireen lief etwa hundert Meter ganz dicht neben Ben her, dann zog sie ihn plötzlich zur Seite. Damona sah genau, was passierte.
Urplötzlich hatte Ireen ein Messer in der Hand. Entschlossen setzte sie es Ben an die Kehle.
»Rührt euch nicht!« befahl sie den anderen. »Sonst ist euer Commander eine Leiche!«
In diesem Augenblick kamen die anderen aus ihren Verstecken.
Die Piraten hatten keine Chance.
Damona sah plötzlich einen Mann auf sich zuhumpeln. Ihre Augen weiteten sich, als sie ihn erkannte.
»Mike«, sagte sie erschrocken. »Wie kommst du denn hierher?«
Sofort dachte sie an ihre Vision. Sie hatte Mike auf einem Boot gesehen, das in die Luft gesprengt wurde. Sollte sich das hier erfüllen?
»Das ist eine lange Geschichte«, meinte Mike Hunter. »Ich erkläre dir alles später. Laß dich erst einmal losschneiden!«
Nacheinander befreite Mike Damona, Tozzi und Wealy. Der General-Manager des King-Konzerns staunte nicht schlecht, den Mann hier zu finden, den er in London als Stellvertreter eingesetzt hatte.
»Was ist mit der Firma?« fragte er.
Das war typisch für Tozzi, daß er diese Frage stellte. Er dachte immer an das Wohl des King-Konzerns.
»Die liegt beim Aufsichtsrat vorläufig in guten Händen«, gab Mike zurück. »Außerdem ist es nur für eine Woche…« Er sah auf die Uhr und schaltete die Datumsanzeige ein. »Tja, die ist zwar schon vorüber, aber die werden es auch einige Tage länger ohne uns schaffen. Wenn wir zurück sind, wird es eben Überstunden setzen …«
»Ich wünschte, wir wären schon zurück«, meinte Tozzi.
Die Flüchtenden hatten die Piraten inzwischen überwältigt und gefesselt. Mike war froh, daß es kein Blutbad gegeben hatte. Die Stricke hatten die Männer von den Käfigen mitgenommen.
»Lassen wir sie im Graben liegen«, sagte Ireen. Mike wunderte sich über die Führungsqualitäten, die diese junge Frau so plötzlich entwickelt hatte. Ireen war eine Frau, die genau wußte, wo es lang

ging. Mike fragte sich nur, warum sie ihm ihren Nachnamen nicht genannt hatte.

Aber das war jetzt unwichtig.

»Jetzt sind wir neunzehn«, stellte Ireen nach einem Blick in die Runde fest. »Neun folgen mir – die anderen nehmen sich Bens Yacht vor.«

»Das Schiff ist etwas lädiert«, warf Damona ein.

»Das macht nichts«, meinte Ireen. »Wir müssen uns beeilen. Jeden Augenblick können Mikes Verfolger hier auftauchen! Wir müssen verschwinden. Jede Sekunde ist kostbar.«

»Das Schiff ist bis hierher gekommen, es wird die Flucht auch überstehen«, meinte Tozzi. »Beeilen wir uns!«

»Ein Mann ist noch an Bord«, sagte Wealy.

»Mit dem werden wir auch fertig. Gehen wir!« Wiggins ging voran. Er führte Damonas Gruppe zum Boot. Auch Mike schloß sich Damona an.

»Es gibt viel zu reden«, sagte er zu seiner Freundin.

»Später«, winkte sie ab. »Wenn wir auf offener See sind.« Sie war beunruhigt. Die Vision im Spiegel ging ihr nicht aus dem Kopf. Sie hatte Mike aus allem heraushalten wollen, aber nun war er doch plötzlich da. Offensichtlich ließ das Schicksal sich nicht umgehen…

Der Mann an Bord der TIGERSHARK Yacht schlief. Wiggins hatte leichtes Spiel mit ihm. Er fesselte ihn und legte ihn hinaus auf den Landungssteg.

Auf der anderen Seite des Hafens tuckerte ein Dieselmotor. Ireens Fluchtschiff löste sich vom Landungssteg.

Wiggins machte die Yacht klar, tankte auf, dann ließ er von den anderen die Leinen losmachen.

Hintereinander tuckerten die beiden Yachten aus dem Hafen von Fraser's Island. Sie wollten diese Insel niemals wieder betreten.

Niemand hatte bisher ihre Flucht bemerkt.

***

»Sind Sie hier, Sir?«

Der Neger Jim suchte seinen Boß. Jetzt betrat er den großen Aufenthaltsraum. Aber auch hier war Perry Townsend nicht.

Jims Blick fiel auf den Swimmingpool. Er kniff die Augen zusammen.

Was war denn das?

Eine schwarze Masse schwamm dort. Es sah aus wie Öl. Dazwischen trieben einige tote Fische.

Als Jim näherkam, sah er immer mehr dieser Fische. Überall schwammen Piranhas mit den Bäuchen nach oben.

Eine Ölpest im Swimmingpool…? Seit wann gab es das denn?

Jim nahm eine Schöpfkelle zur Hand.

Sie lag extra zum Entnehmen von Wasserproben unter einer Palme.
Der Neger holte etwas von dem schwarzen Wasser heraus und betrachtete es genauer. Dabei konnte er nicht verhindern, daß davon auch etwas auf seine Finger kam.
Das Wasser war zäh wie Öl.
Aber das Wasser roch gar nicht nach Öl.
Es roch faulig – wie Moor. Oder roch es doch anders…?
Jim legte die Kelle ab, ging zur Terrassentür und öffnete sie. Erleichtert sog er die frische Luft ein.
Der Morgen war noch frisch, aber die Sonne warf schon warme Strahlen auf den Boden.
Der Neger drehte sich um und ging in den Raum zurück. Er verstand nicht, was hier vorgegangen war.
Irgendwo mußte der Boß doch sein!
Jim mußte die anderen informieren. Gemeinsam mit den Jungs fand er vielleicht eine Lösung.
Er nahm die Schöpfkelle und verließ das große Zimmer.

***

Es war bereits später Vormittag, als das Flugzeug auftauchte. Ganz plötzlich schwebte es über den beiden Yachten, vollführte eine elegante Schleife, flog noch einmal über die Schiffe hinweg und drehte dann ab.
»Das waren sie«, sagte Mike. »Das war das Flugzeug, mit dem ich hier auf die Insel gebracht wurde.«
›Und das Flugzeug, das ich in meiner Vision gesehen habe‹, dachte Damona, sagte aber nichts. Sie konnte Mike einfach nichts von dieser Vision erzählen.
Inzwischen hatten sie sich ausgesprochen. Sie wußte, weshalb Mike hier war, und Mike hatte von ihr die Geschichte mit den Vampirpiraten und dem Seelenstein erfahren.
Damona hatte seinen Knöchel verbunden, und im Augenblick sah alles verhältnismäßig gut aus.
Romano Tozzi würde von Papeete aus zurück nach London fliegen, um sich wieder um das Geschäft zu kümmern. Er hatte eingesehen, daß es sinnlos war, seine Nichte noch länger in dieser Gegend zu suchen, zumal Damona zu wissen schien, wo sie war. Tozzi verstand nicht, weshalb sie ihm nichts sagte.
Aber Damona hatte ihm versprochen, daß er seine Nichte bald gesund und munter wiedersehen würde, und damit gab er sich vorläufig zufrieden.
Er würde also zurück nach London fliegen. Wealy würde ihn begleiten.
Mike hingegen wollte mit Damona nach San Francisco fliegen. Er

hatte außerdem vor, sich noch einmal mit Townsend zu treffen.

Eine halbe Stunde nachdem das Flugzeug verschwunden war, fing der Motor von Wiggins Yacht zu stottern an.

Der Pirat fluchte. Aber er brachte den Motor nicht mehr in Gang.

»Ich habe doch extra noch aufgetankt«, grübelte er, dann sah er nach.

Kurz darauf stand fest, daß die Benzinleitung leck war.

»Wir kommen nicht mehr weiter«, stellte Wiggins fest. »Die anderen werden uns schleppen müssen.«

Die andere Yacht war ein Stück vorausgefahren, kam aber zurück, als dort bemerkt wurde, daß offenbar etwas nicht zu stimmen schien.

Zehn Minuten später waren die beiden Schiffe verbunden, und Wiggins Yacht wurde geschleppt.

In diesem Augenblick kam das Flugzeug zurück.

Es flog ganz tief. Die Seitentüren waren geöffnet. Deutlich waren zwei Männer zu sehen, die im Cockpit saßen.

Die Maschine kam jetzt fast auf die Wasseroberfläche herunter, hielt aber Abstand von den Schiffen. Der Pilot hielt seinen Kurs parallel zu den Yachten.

Der zweite Mann an Bord des Fliegers hatte ein Maschinengewehr in Anschlag gebracht. Es knatterte sofort los.

Die Menschen an Bord der Schiffe warfen sich hin. Die Schüsse schlugen im Wasser ein und spritzten hoch.

Aber der Schütze hatte sich noch nicht eingeschossen. Außerdem war das Flugzeug zu schnell. Nicht einmal die Bordwände der Yachten waren richtig getroffen worden.

Aber schon kam die Maschine von der anderen Seite – jetzt von vorne.

Wieder knatterten die Schüsse auf. Jetzt erzielte der Schütze sogar einige Treffer.

Aber noch war das Flugzeug zu schnell. Der Pilot zog hoch, drehte aber nicht mehr um. Das Flugzeug verschwand am Horizont.

»Die kommen wieder«, sagte Damona. Ihr wurde immer unwohler. Sollte sie Mike doch von der Vision erzählen?

Aber dazu war jetzt wohl keine Zeit.

Waffen wurden ausgegeben. Es waren die gleichen Maschinengewehre, wie das, mit dem der Copilot auf sie geschossen hatte.

Eine Insel kam in Sicht. Es war ein kleines Atoll, das aber sehr überwachsen war – möglicherweise eine sehr gute Deckung.

Auch Ireen schien das zu denken. Sie hielt genau auf das Atoll zu.

Als sie es erreicht hatten, war von dem Flugzeug noch immer nichts zu sehen. Warum hatten die anderen aufgegeben?

Spritmangel?

Vielleicht war es das, vielleicht lag aber auch ein anderer Grund vor.

Mike konnte sich vorstellen, daß die Piraten nicht nur mit dem Flugzeug nach ihnen suchten.

Sicher hatten sie auch einige Schiffe losgeschickt.

Die Insel umschloß eine kleine Lagune. Dort steuerte Ireen hinein.

Vorsichtig ließ sie ihre Yacht mit dem Kiel gegen den feinen Sandstrand gleiten.

Wiggins setzte sein Schiff ebenso an Land.

Ireen kam herüber.

»Ich habe einen Plan«, sagte sie sogleich. »Ich verlasse euch und versuche mich nach Papeete durchzuschlagen. Dort alarmiere ich die Polizei oder die französische Marine, je nach dem. Ihr werdet dann abgeholt. Vielleicht bekommt ihr die Kiste in der Zwischenzeit doch wieder flott. Ich lasse euch einen Tank da.«

»Das wird das beste sein«, stimmte Mike zu. »Wir bleiben also hier.«

»Vielleicht könnten wir einen kleinen Mannschaftstausch vornehmen«, schlug Tozzi vor. »Ich möchte nämlich so schnell wie möglich von Papeete aus nach London fliegen.«

»Dann kommen Sie mit herüber. Soviel Platz haben wir auch noch.«

»Ich würde gern mitfliegen«, sagte Wealy.

Ireen sah sich um. »Noch jemand?«

Aber keiner wollte das Schiff mehr verlassen.

Damona war froh, daß Mike bei ihr blieb. Sie wollte ihn unbedingt in ihrer Nähe haben. Vielleicht konnte sie doch etwas tun, falls sich die Schreckensvision plötzlich erfüllen wollte.

»Dann fahren wir«, schlug Ireen vor. »Ich schicke Dave Lindon herüber. Er ist Ingenieur. Vielleicht kann er bei der Reparatur helfen.«

Fünf Minuten später legte Ireen mit ihrer Yacht ab und fuhr aus der Lagune hinaus. Die zurückbleibenden acht Menschen hofften, daß sie ihr Ziel erreichen mochte.

Noch war das Flugzeug nicht zurückgekommen, aber es stellte eine Gefahr dar, die nicht zu unterschätzen war.

»Dann nehmen wir den Kahn mal auseinander«, sagte Lindon, der von Ireens Yacht gekommen war. »Vielleicht finden wir den Fehler schneller als wir zu hoffen wagen.«

***

Auch am späten Nachmittag hatten Perry Townsends Leute nicht die kleinste Spur von ihrem Chef entdeckt. Alle hatten inzwischen den Swimmingpool gesehen. Jedem war es ein Rätsel, wie es zu dieser Veränderung des Wassers hatte kommen können.

Es war siebzehn Uhr, als sich auf Jims Körper die ersten Pestbeulen bildeten.

Zwei Männer waren bei ihm. Sie saßen in einem Wagen und rasten über die Balboa-Street auf den Westen der Stadt zu.

In einem von Townsends Geschäftshäusern in der Third Street sollte an diesem Abend eine Konferenz stattfinden.

Townsends Leute mußten sich absprechen. Für sie war es jetzt wichtig, alle weiteren Maßnahmen zu koordinieren. Unter anderem war eine Großoffensive gegen Morris geplant. Jeder glaubte, daß Townsend von der Gegenseite entführt worden war.

Jim steuerte den Wagen, als seine Hände sich urplötzlich verformten. Er konnte das Steuer nicht mehr richtig halten.

Die Straße verlief schnurgerade bis zum Arguello Boulevard.

Noch verursachte es Jim keine Schwierigkeiten, den Wagen auf der Straße zu halten. Zunächst bemerkte er die Veränderung gar nicht, die da mit ihm geschah.

Erst als er zufällig auf seine Hände sah, packte ihn das Grauen.

Der Mann, der hinter ihm saß, sah es auch. Er würgte und brachte keinen Ton heraus. Nur seine hervorquellenden Augen sprachen das aus, was er dachte.

Da bildete sich plötzlich auch auf der Stirn von Jims Beifahrer eine Beule.

Die Verseuchung schritt an Jims Körper in rasender Geschwindigkeit fort. Die ersten Beulen platzten und verbreiteten üble Gerüche.

Da stieg Jim auf die Bremse. Sofort stand der große Lincoln.

Der dritte Mann stieß die Tür auf und rannte davon. Er wies noch keine Spuren der Krankheit auf.

Bremsen quietschten, als der Mann so urplötzlich auf der Fahrbahn stand. Ein Wagen wich ihm aus und knallte gegen den Lincoln. Dieser wurde noch ein Stück vorgeschoben.

Der Kühler des anderen Fahrzeugs, ein Chevrolet, rauchte.

Der Mann rannte auf den Gehsteig. Dort blieb er stehen und atmete tief durch. Er zitterte wie Espenlaub.

Da bog ein Polizeiwagen um die nächste Straßenecke. Das Fahrzeug bremste, und einige Beamte sprangen heraus, um die Unfallstelle abzusichern.

Der Mann rannte auf sie zu.

»Vorsicht!« schrie er. »Passen Sie auf! Die Männer in dem Auto haben die Pest!«

Eine halbe Stunde später wurde in San Francisco der Notstand ausgerufen.

***

Der Nachmittag war verstrichen, ohne daß das Flugzeug noch einmal aufgetaucht war. Jeder wunderte sich darüber.

Hatten die Banditen ihre Suche abgebrochen?

Damona streifte durch den Palmenwald des Atolls. In der Zwischenzeit reparierten die Männer immer noch die Maschine.

Im Laufe des Nachmittags hatten sie dabei schon entscheidende Fortschritte gemacht. Im Augenblick sah es so aus, als würden sie noch gegen Abend oder aber im Lauf der Nacht aufbrechen können.

Plötzlich vernahm Damona ein leises Tuckern.

Hatten sie es geschafft? Lief der Motor wieder?

Sie warf sich herum und eilte auf die Lagune zu. Wenn alles klappte, dann konnten sie aufbrechen!

Als Damona den Strand erreichte, verließ die Yacht gerade den Schutz der Lagune. Drei Männer standen am Strand.

Damona lief auf sie zu.

»Was ist denn los?« fragte sie. »Funktioniert die Maschine wieder?«

»Das werden wir sehen«, erwiderte Fred Bellsey, ein rothaariger Hüne, der eine gewisse Ähnlichkeit mit Bud Spencer hatte. »Sie machen eben eine Probefahrt.«

Damona sah sich um. Neben Bellsey standen noch Jim Ermon und Rick Forbert am Strand.

»Ist Mike etwa mitgefahren?« fragte sie. Ihre Knie wurden weich.

»Er wollte das Atoll noch mal von der Seeseite aus sehen«, gab Forbert zurück.

Damona sah ihn an. Der Mann hatte ein Fernglas umhängen.

»Würden Sie mir bitte Ihr Fernglas leihen?« fragte sie ihn.

»Gerne.« Forbert reichte es Damona.

»Ich sehe mir das mal an«, sagte sie. Jetzt war sie schon wieder etwas ruhiger. Entschlossen lief sie auf den Palmenwald zu.

Die drei Männer setzten sich in den Sand und unterhielten sich.

Damona war ganz froh, daß ihr keiner folgte. Sie wollte alleine sein.

Ein böser Verdacht keimte in ihr auf. Was war, wenn jetzt das Flugzeug zurückkam?

Sie dachte an die Bombe.

»Nein!« Sie biß die Zähne zusammen.

Zehn Minuten später erreichte sie eine Anhöhe, von der aus sie das Meer auf dieser Seite gut überblicken konnte.

Deutlich sah sie die Yacht.

Aber nicht nur dieses Schiff war dort draußen!

In geringem Abstand zu der reparierten Yacht fuhr ein weiteres TIGERSHARK-Boot.

Damona drohte das Herz stehenzubleiben. Sie wußte, was das bedeutete.

Die Piraten hatten die Verfolgung keineswegs aufgegeben.

Im Gegenteil!

Sie waren mit einer Motoryacht gekommen!

Damona hob das Fernglas an die Augen und sah hindurch. Die beiden Schiffe beschossen sich.

Aber das Boot mit Mike und den anderen schien ganz gut zu

funktionieren, denn rasch gewannen sie Abstand von der anderen Yacht.
Damona zitterte. Immer wieder mußte sie an ihre Vision denken.
Damals in Schottland hatte sie in ihrem magischen Spiegel eine ähnliche Situation gesehen – dabei war Mikes Yacht in die Luft gesprengt worden…!
Damonas Herz wollte stehenbleiben, als sie Mike mit einem MG auf das Dach der Yacht klettern sah. Dort brachte er die Waffe in Anschlag.
In diesem Augenblick wendete Mikes Yacht in einem weiten Bogen. Der Steuermann setzte das Schiff hinter das Boot der Piraten.
Gebannt sah Damona zu. Panik machte sich in ihr breit.
Schon verfolgte Mikes Boot das Piratenboot. Jetzt wurde wieder geschossen.
Damona wußte, was passieren würde. Sie suchte mit ihren Augen den Himmel ab.
Da sah sie den kleinen Punkt. Er bewegte sich und kam stetig näher.
Keine Wolke war am Himmel. Ein Sonnenstrahl ließ den Punkt aufblinken.
Jetzt schälten sich aus dem Punkt die Linien eines Flugzeugs heraus. Es handelte sich um die Cessna.
Alles kam genauso, wie Damona es in ihrer Vision gesehen hatte.
Das Flugzeug ging tiefer. Mike warf sich herum und feuerte nach oben. Die Maschine verlor zwei kleine Gegenstände.
Der Pilot zog nach oben.
In diesem Augenblick schoß ein echtes Gefühl von Todesangst durch Damonas Körper.
Intensiv wünschte sie sich Mike herbei.
Da schoß eine Feuerlohe aus der Verfolgeryacht. Die Bomben aus dem Flugzeug hatten Mikes Yacht vernichtet.
Damona ließ den Feldstecher sinken. Ihre Knie wurden weich, dann setzte sie sich auf den Felsboden.
Ihre schlimmsten Befürchtungen hatten sich bewahrheitet. Mike war tot.

***

Scravalla war zufrieden. Er saß in seinem Schlafzimmer und blickte in den Spiegel. Eben hatte er gesehen, daß jetzt die ganze Townsend-Gang mit dem Pestvirus infiziert war.
Morris war etwas darüber beunruhigt, daß die Polizei auf die Sache aufmerksam geworden war, aber unter diesen Umständen hatte sich das wohl nicht vermeiden lassen.
Dabei war die Aufregung der Behörden völlig grundlos. Keinem Bürger von San Francisco würde etwas passieren. Nur die Mitarbeiter

Perry Townsends mußten sterben.
Es handelte sich um magische Bakterien. Sie reagierten auf den gesprochenen oder gedachten Namen Perry Townsends und auf den Treueimpuls, den seine Leute automatisch aussandten.
Der Treueimpuls war bei jedem vorhanden, und mochte er noch so unterbewußt und verschüttet sein.
Im Spiegel sah Scravalla eine Versammlung von Townsends Leuten. Sie beratschlagten darüber, was in dieser prekären Situation zu unternehmen war.
Noch immer glaubten sie, daß Townsend von Morris entführt worden war. Keiner konnte sich vorstellen, daß der Boß gestorben war.
In diesem Augenblick klingelte drüben im Büro das Telefon.
Scravalla erhob sich, ohne die Szene auf dem Spiegel zu löschen.
Er wartete auf einen Moment, den er nicht verpassen wollte. Deshalb kam ihm das Telefongespräch im Augenblick auch sehr ungelegen.
Aber das Klingeln hörte nicht auf.
Morris hob ab.
Das Gespräch kam aus der Südsee. Jemand rief von Fräsers Island aus an.
Scravalla lauschte den Worten des Piraten. Dabei verkrampften sich seine Finger, als er erfuhr, daß Fräser tot war.
Der Pirat am anderen Ende der Leitung wollte wissen, ob die Kolonie auf der Insel aufgelöst werden sollte. Aber davon wollte Morris nichts wissen. Er gab einige Durchhalteparolen durch, dann legte er auf.
Nachdenklich ging er ins Schlafzimmer zurück. Die Sache gefiel ihm nicht. Alles war so gut gelaufen, und jetzt kam der erste Rückschlag.
Scravalla dachte erst wieder an andere Dinge, als er wieder in den Spiegel blickte.
Der Dämon grinste, als er sah, was sich da abspielte.
Die Ordnung der Versammlung war durchbrochen. Beim ersten Teilnehmer war die Pest ausgebrochen. Rasend schnell griff die Krankheit auf die anderen über.
»Keiner entkommt meiner Rache«, knurrte der Dämon. Dabei dachte er an Fräsers Mörder.
Er würde herausfinden, wer es war, das wußte er genau…

***

»Nanu«, vernahm Damona plötzlich eine bekannte Stimme hinter sich. »Wie komme ich denn hierher?«
Sie drehte sich um und traute ihren Augen kaum. Sofort sprang sie auf.
»Mike!« rief sie und umarmte den Freund. »Wie ist das bloß möglich?«
»Das frage ich dich«, gab Mike Hunter zurück. »Ich kann mich nur

daran erinnern, daß ich auf dem Boot lag und losballerte, als…«

»Die Todesangst«, fing Damona zu grübeln an. »Ich habe dich herbeigewünscht. Bisher wußte ich nicht, daß meine Fähigkeiten auf eine andere Person übertragbar sind.«

»Vielleicht geht es dann, wenn du einen besonderen Bezug zu dieser Person hast«, folgerte Mike, der wußte, worauf Damona anspielte. Die junge Frau konnte sich aus jeder Situation befreien, wenn sie Todesangst empfand. Sie wußte nicht, daß so etwas auch ging, wenn jemand anderes in Todesgefahr war.

»Deswegen wollte ich dich auch nicht hier in der Südsee haben«, hauchte sie und erklärte ihm ihre Vision.

»Es ist ja alles gutgegangen«, tröstete Mike seine Freundin. »Fast…«, sagte er mit einem Blick auf das Meer. »Eine Tragödie, daß unsere Freunde sterben mußten.«

»Ich bin froh, daß Ireen nicht mehr hier ist«, meinte Damona, als sie durch den Wald zurück zum Strand gingen. »Hoffentlich schafft sie es.«

»Sie muß durchkommen«, meinte Mike und preßte die Lippen aufeinander. »Wenn sie es nicht schafft, dann können wir unseren Lebensabend auf dieser Insel verbringen.«

***

Aber Ireen schaffte es. Ohne Schwierigkeiten erreichte sie Tahiti und alarmierte die dortigen Behörden. Natürlich hatte man in Papeete schon lange auf den Augenblick gewartet, da man etwas über die Piraten erfuhr, die ganze Schiffe Verschwinden ließen.

Die französische Marine wurde eingeschaltet und auf Fräsers Island losgelassen. Die Piraten hatten keine Chance.

Am vierten Tag ihres Exils auf dem Atoll hörten Mike, Damona und die drei anderen Männer plötzlich das Knattern eines Hubschraubers.

Die Gestrandeten befürchteten schon, daß die Piraten zurückkämen, aber als sich der Helikopter mit seinen Schwimmern auf die Lagune niedersinken ließ und Ireen sich mit einem Schlauchboot auf machte, wußte Damona, daß sie jetzt gerettet waren.

So schnell es ging, flogen sie nach Tahiti zurück. Dort trennten sich Mike und Damona von ihren drei Mitgestrandeten, die eigene Pläne hatten.

»Wann fliegt ihr zurück nach San Francisco?« fragte Ireen Mike.

»Übermorgen wahrscheinlich«, gab er zurück. »Wieso?«

»Dann werde ich mitfliegen«, sagte sie. »Ich will mich von Townsend auszahlen lassen. Ich werde mich von diesem Leben lösen. Wahrscheinlich zahlt mir die hiesige Polizei auch noch eine Belohnung…«

»In welchem Hotel bist du abgestiegen?« fragte Mike.

»Im Palace. Dort sind noch Zimmer frei.«
»Dann steigen wir dort ab.« Mikes Blicke streiften Damona. »Einverstanden?«
»In Ordnung«, nickte Damona. »Im Palace also. Fahr du schon los – ich habe noch etwas zu erledigen.«
»So schnell?« wunderte sich Mike. »Die Sache mit der Yachtcharter des Konzerns können wir doch morgen erledigen…«
»Es ist etwas anderes. Ich erklär dir alles später im Hotel.«
»Wie du willst«, sagte Mike. »Bis später also.«
Mike und Ireen nahmen sich ein Taxi und fuhren zum Palace, während Damona in die Bank fuhr. Sie war etwas unruhig und wollte sehen, ob der Seelenstein noch an seinem Platz lag.
Aber es war alles in Ordnung. Ruhig lag der Stein, in dem Vanessas Seele gefangen war, auf der roten Samteinlage der Schatulle.
Damona verschloß den Tresor wieder und fuhr ins Hotel. Erst am letzten Tag wollte sie den Seelenstein abholen.
Die nächsten zwei Tage auf Tahiti vergingen schnell. Die Zeitungen brachten ganz groß den Bericht von der Zerschlagung der Piratengang und der Eroberung der geheimen Insel durch die französische Marine.
Die Anlagen sollten dabei zukünftig als Marinestützpunkt verwendet werden. Die Piraten waren teils im Kampf gefallen, teils gefangengenommen worden.
In den nächsten Tagen sollte die private Yachtcharter des King-Konzerns die gestohlenen Yachten zurückerhalten. Aber damit hatten Mike und Damona nichts mehr zu tun. Das würden die Vertreter der Firma hier selber erledigen können.
Am letzten Tag ihres Südseeaufenthaltes holte Damona noch den Seelenstein aus dem Bankfach, dann konnte der Flug nach San Francisco angetreten werden.
Deutlich erinnerte Damona sich an die Worte ihrer verstorbenen Mutter, deren geraubte Seele in dem Stein ruhte.
Um die Seele wieder freizusetzen mußte Damona den Stein an einen Ort in der Nähe von San Francisco bringen. Dort gab es geologische Felsstrukturen, aus denen der Stein stammte.
Die Rettung von Vanessas Seele war nicht ungefährlich. Damona sollte den Stein in eine Felsspalte werfen. Der Stein mußte in die ursprüngliche Felsstruktur eingegliedert werden.
Einiges war Damona noch unklar. Aber in San Francisco wollte Vanessa sich zurückmelden und ihrer Tochter den Rest erklären.
Am Nachmittag flogen Damona, Mike und Ireen mit einer Pan-Am-Maschine nach Californien.
Das schöne Wetter hielt an. Es war ein herrlicher Sommertag. Aber düstere Wolken zogen schon herauf.
Über San Francisco regnete es, und es dauerte etwas, bis die

Maschine niedergehen durfte.

Dort unten wartete das Grauen. Ireen war das letzte lebende Mitglied aus dem engeren Kreis um Perry Townsend. Aber noch waren die magischen Pestbakterien aktiv…

***

Am nächsten Morgen machten sich Mike und Ireen auf, um Townsend aufzusuchen. Sie wußten nichts von den Pestfällen. Kein Wort darüber war in die Presse gelangt. Die Bevölkerung durfte nicht beunruhigt werden.

So wunderten sie sich sehr, als Townsends Privathaus von Polizeifahrzeugen abgeriegelt war.

»Donnerwetter!« entfuhr es Ireen. »Nun sag bloß nicht, daß Townsend aufgeflogen ist…!«

»Das werden wir gleich sehen«, meinte Mike und parkte den Leihwagen an der nächsten Straßenecke.

Die beiden stiegen aus und gingen scheinbar unbefangen auf das Haus zu.

Aber sie kamen nicht bis zum Eingang.

»Hier dürfen Sie nicht durch!« sagte ein Polizist. Er breitete die Arme aus und versuchte die beiden Ankömmlinge zurückzudrängen.

»Ich muß zu Mr. Townsend«, erwiderte Mike. »Es ist geschäftlich. Ich bin Generalbevollmächtigter einer britischen Firma, und…«

»Das ist mir gleich, was Sie sind«, gab der Polizist unfreundlich zurück. »Sie können hier nicht durch. Das Gebäude steht unter Quarantäne. Bleiben Sie weg – es ist zu Ihrer eigenen Sicherheit!«

»Kann ich nicht zu Mr. Townsend?« Mike beharrte auf seiner Absicht. »Wo finde ich ihn?«

»Townsend ist vermißt, möglicherweise gekidnappt, vielleicht auch tot«, gab der Beamte zu Mikes Erstaunen zurück. »Ich kann Ihnen auch nicht helfen.«

»Und wenn wir einfach weitergehen und in's Haus eindringen?« fragte Mike. »Was ist dann?«

»Dann werden Sie festgenommen und unter Quarantäne gesteckt! Wir haben unsere Anordnungen. Zwingen Sie uns nicht, Dinge zu tun, die Sie später bereuen könnten.«

Mike nickte. »Okay, gehen wir.« Er wandte sich seiner Begleiterin zu. »Komm!«

Im Wagen lehnte er sich nachdenklich über das Lenkrad. »Irgendwie muß es doch einen Weg zu Townsend geben«, grübelte er.

Nachdenklich sah er Ireen an. »Gibt es noch ein Gebäude, in dem Ihr Chef sich aufhalten könnte?«

»Deren gibt es mehrere«, erwiderte sie. »Vielleicht fahren wir in den Westen der Stadt. Dort existiert ein Bürohaus, in dem er sich oft

aufhält.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich frage mich nur, was da passiert ist…«

»Das möchte ich auch gerne wissen«, meinte Mike und startete den Mercury. »Weisen Sie mir den Weg.«

Etwas später parkte Mike den Wagen in Richmond. Schon von weitem hatten sie gesehen, daß auch dieses Gebäude abgeriegelt war.

»Mist!« entfuhr es Mike. »Was tun wir jetzt?«

»Wir versuchen in das Haus zu kommen«, gab Ireen zurück.

»Lassen wir den Wagen stehen. Wir gehen hinten herum. Hier gibt es eine größere Tiefgarage, die sich unter drei Häusern erstreckt. Vielleicht kommen wir so ins Haus.«

»Eine gute Idee«, stimmte Mike zu. »Versuchen wir es.«

Wie ein verliebtes Paar schlenderten sie an den Polizisten vorbei in eine Seitenstraße. Im ersten Nachbarhaus bogen sie auf die Rampe zur Tiefgarage ab.

»Jetzt bin ich gespannt«, sagte Mike.

Sie öffneten die Garagentür. Hier unten war kein Mensch.

Keine Polizisten!

Die beiden sprachen kein Wort. Ireen übernahm die Führung und lief kreuz und quer durch die Garagenhallen. Mike folgte ihr.

»Hier hinein«, sagte das Mädchen.

Sie betraten einen Aufzug. Ireen drückte eine Taste.

»Normalerweise wird dieser Aufzug von Townsends Leuten kontrolliert«, erklärte Ireen. »Hier scheint einiges nicht zu stimmen…! Niemals würde die Gang diesen Zugang unbewacht lassen.«

»Offenbar wissen die Polizisten nichts davon«, überlegte Mike.

»Sonst hätten sie hier auch Posten aufgestellt.«

»Das ist unser Glück«, sagte Ireen nur.

Der Aufzug hielt. Mike und Ireen stiegen aus. Ein langer Korridor erstreckte sich hier. Kein Mensch war zu sehen.

»Das Büro ist vorne um die Ecke«, erklärte Ireen. »Versuchen wir es dort.«

So leise wie möglich huschten sie durch den Korridor. Mike öffnete die Bürotür.

Schon prallte er zurück.

»Was ist denn das?«

Eine formlose weiße Masse lag hier auf dem Boden. Einige schwarze Klumpen lagen darin herum. Es war zu sehen, daß bereits Menschen darin herumgewühlt hatten.

»Die Polizei muß schon hiergewesen sein«, vermutete Mike.

»Merkwürdig…«

»Was?«

»Daß niemand die Tür versiegelt hat. Ich frage mich nur, was das ist?«

Mike dachte an den Horror, den er erlebte, seit er Damona kennengelernt hatte. Sollten hier auch wieder dämonische Mächte im Spiel sein?

»Es sieht aus, als hätte es gebrannt«, meinte Ireen. »Das Weiße da ist eindeutig Feuerlöschschaum, aber…«

Sie nahm einen Briefbeschwerer vom Schreibtisch und kratzte in der Masse herum. »Ich verstehe das nicht – der Teppich ist unversehrt.«

Ein ungutes Gefühl beschlich Mike. Er wußte nicht, ob er es sich nur einbildete, oder ob er tatsächlich den Hauch des Bösen spürte.

Jedenfalls hatte er seit er Damona kannte, ein Gespür für widernatürliche Dinge entwickelt. Und hier verspürte er das gleiche mulmige Gefühl wie sonst auch.

Plötzlich wurden draußen auf dem Korridor Schritte laut. Stimmen waren zu vernehmen.

Ireen schloß die Tür. Die beiden Eindringlinge preßten sich gegen die Wand.

»Hoffentlich kommen sie nicht herein«, flüsterte die junge Frau.

Mike sagte nichts. Seine Blicke glitten über die formlose schwarzweiße Masse. Wenn er sich nur einen Reim drauf machen konnte – aber nicht die kleinste Assoziation kam ihm.

Da wurde die Tür aufgestoßen. Zwei Männer traten ein. Sie trugen Polizeiuniformen. In den Händen hielten sie je einen 38er.

Die beiden entdeckten Mike und Ireen sofort.

»Keine Bewegung!« sagte der eine. Er wandte sich an seinen Kameraden: »Du hast dich also doch nicht verhört, Jake. Es war wirklich der Aufzug, der das Geräusch verursachte. Wir müssen noch zwei Männer in die Tiefgarage beordern!« Dann wandte er sich an Mike: »Sie sind hier widerrechtlich eingedrungen. Wir müssen Sie leider festnehmen.«

»Ich bin ein Geschäftspartner von Perry Townsend«, gab Mike zurück. Er deutete auf Ireen: »Und das hier ist eine seiner Mitarbeiterinnen. Wir benützen immer diesen Eingang. Wo ist Mr. Townsend?«

»Die Fragen stellen wir«, gab der Polizist entschieden, aber nicht unfreundlich zurück. »Außerdem mißverstehen Sie uns. Sie sind nicht verhaftet. Wir müssen Sie nur in Quarantäne stecken…!«

***

Auch an diesem Morgen saß Scravalla vor seinem Schlafzimmerspiegel. Endlich waren alle Mitarbeiter Townsends getötet. Trotzdem war dem Dämon eine Panne passiert, die nicht vorhersehbar gewesen war: Da Townsend nicht nur ein Gangsterboß, sondern auch ein Konzernherr war, besaß er auch kleinere Mitarbeiter, auf die Morris es nicht abgesehen gehabt hatte: Kleine

Angestellte der Firmen, Fabrikarbeiter, Kraftfahrer, Kassierer und so weiter. Die Pestepedemie war auch eigentlich nur gegen Townsends Privatarmee gerichtet gewesen, und gegen seine unmittelbaren Mitarbeiter.

Heute morgen hatte aber auch ein Fabrikarbeiter in einem von Townsends Betrieben die Pest bekommen und dann noch fast den halben Betrieb angesteckt.

Das aber hatte Morris nicht gewollt. Scravalla wollte nicht, daß die Krankheit sich auch auf die Bevölkerung von San Francisco ausdehnte.

Die Fabrik war unter Quarantäne gestellt worden, aber Morris wollte nicht riskieren, daß sich so was möglicherweise wiederholte.

Wahrscheinlich war der Treueimpuls an dem Malheur Schuld gewesen. Offenbar gab es auch unter den Arbeitern und Angestellten Leute, die ihrem Brötchengeber gegenüber so etwas wie Treue empfanden.

Auf dem Spiegel erschien eine gewaltige Luftaufnahme von San Francisco: Wer genau hinsah, konnte erkennen, daß sich verschiedene Dinge auf dem Bild bewegten. Es sah aus, als flöge man mit einem Flugzeug über der Stadt.

Scravalla breitete die Arme aus.

»Schwarze Bakterien, sterbet ab – den Wunsch des Meisters ihr erfüllet habt!« Diesen Satz murmelte er siebenmal, dann ließ er die Arme sinken.

Das Bild von San Francisco erblaßte. Der Spiegel wurde wieder weiß.

Die Pestbakterien waren tot. Die Seuche würde sich nicht weiterverbreiten.

Gedankenversunken saß der Dämon auf dem Bett. Er hatte seinen größten Sieg errungen, auch wenn die Südseeinsel verlorengegangen war. Inzwischen war auch in den San Franciscoer Tageszeitungen zu lesen, daß die Südseepiraten vernichtet worden waren.

Aber vorher hatte einer der Männer Scravalla noch einmal angerufen. Er wußte jetzt, wer für diese Sache verantwortlich war: Ireen Scalter, eine Doppelagentin Townsends, die auch Morris kannte.

Der Dämon war der attraktiven Frau auch einmal sehr zugetan gewesen, aber sie hatte sich für Fräser entschieden, und Morris hatte diesen Entschluß seinem alten Kumpan zuliebe respektiert.

Sie war die einzige, die Morris' Rache bisher entkommen war.

Aber Scravallas Rache entkam niemand!

»Zeige mir die Verräterin!« befahl er dem Spiegel.

Sofort wurde das Bild sichtbar. Ireen befand sich zusammen mit einem Mann in Townsends Büro. Sie beugten sich über die unkenntliche Leiche von Kai Edwards.

»Ihr Bakterien in diesem Raum – lebet auf!« befahl der Dämon aus der Ferne. »Stürzt euch auf sie und laßt sie bei lebendigem Leibe

verfaulen. Tage soll es dauern, bis ihre Qualen beendet sind! Dann sterbet ab, Bakterien der Schwärze! Eure Pflicht ist erfüllt. Außer dieser Frau werdet ihr niemanden mehr quälen!«

Nur für Scravallas Augen war es sichtbar, wie eine kleine schwarze Wolke aus dem Feuerlöschschaum hochschwebte und sich auf Ireens Körper setzte. Die Frau atmete die Pest ein, der Rest des Ungeziefers drang durch die Poren der Haut in ihren Körper.

»Laßt euch Zeit, meine kleinen Helferlein«, befahl der Dämon und lachte grimmig. »Je länger euer Werk dauert, desto größer die Qual…!«

Morris schnippte mit den Fingern, und das Bild im Spiegel erlosch.

***

Damona King hatte an diesem Morgen den Geist ihrer Mutter im Seelenstein über ihre weiteren Aufgaben befragt und erfahren, daß in einem Gebiet außerhalb der Stadt in zwei Tagen ein kleineres Erdbeben erwartet wurde.

Es würde ein Beben von alltäglicher Stärke sein, nicht der Rede wert, und für die Bevölkerung absolut ungefährlich. Aber für die Vernichtung des Seelensteins würde es ausreichen.

Das Kleinod mußte nur in eine sich verschiebende Erdspalte geworfen werden.

Damona mietete sich einen Hubschrauber, den sie selber fliegen wollte. Nur mit solch einem Drehflügler konnte sie sich dem Gebiet nähern, ohne sich dabei zu sehr in Gefahr zu begeben.

Damona war zufrieden. Übermorgen würde ihre Mutter wieder im Totenreich sein, und Sophia Tozzi würde zurück in diese Welt kommen.

»Ich bin glücklich, bald wieder einen eigenen Körper zu haben«, schwang der Gedanke durch Damonas Kopf. Dort lebte die halbierte Seele Sophias zusammen mit einer halben Damona-Seele. Aber darunter hatte Damona bisher nicht zu leiden gehabt. Nie hatte sie sich in der letzten Zeit als halber Mensch empfunden. Damona und Sophia bildeten zusammen einen ganzen Menschen, einen kompletten Seelenkomplex.

Die Teilung war notwendig gewesen, um die Inselhexe Tai-Lee zu täuschen. Vanessa hatte aus Sophia einen zweiten Damona-Körper geschaffen, den die Inselhexe in den Seelenstein und über den Stein in die Vergangenheit verbannt hatte.

Was Damona nicht wußte war, daß dieser Körper in der Vergangenheit vernichtet worden war. Damona Sophia war gestorben. Vanessa hatte das ihrer Tochter bisher verschwiegen, um sie nicht zu sehr zu beunruhigen.

Trotzdem gab es noch eine Chance. Aber darüber wußte bislang nur

Vanessa Bescheid.

Denn nicht Damona-Sophias' Geist, sondern nur ihr Körper war gestorben. Der Körper konnte also nicht mehr in die Gegenwart zurückkehren. Deshalb mußte ein Ersatzkörper gefunden werden.

Aber das wußte nur Vanessa. Sie hing im Seelenstein gefangen und betrachtete ihre Tochter, die eben in den Stein blickte, ohne Vanessa zu sehen.

»Bald bist du gerettet, Mutter«, sagte sie leise. »Bald…«

***

Mike und Ireen wurden getrennt. Die beiden wurden in ein Krankenhaus gefahren. Ireen mußte auf die Frauenabteilung, während Mike zu den Männern kam.

Ireen brauchte nicht im Bett zu liegen. Die Insassen dieser geschlossenen Anstalt spielten Karten oder unterhielten sich sonstwie.

Sie durften alles tun. Nur hinaus konnten sie nicht.

Erst hier erfuhren Ireen und Mike was passiert war. Die meisten Insassen wußten von den Pestfällen. Hier im Krankenhaus sollten sogar Pestkranke liegen – meistens auf der Intensivstation.

»Jeden von uns kann es erwischen«, sagte Mabel Blake, eine von Townsends Sekretärinnen. Sie war nur eine kleine Angestellte, und Ireen hatte sie vor Jahren zufällig kennengelernt. Mabel hatte nie gewußt, worum es bei Townsends Unternehmungen tatsächlich ging.

Vielleicht war das ihre Rettung. Inzwischen wußte Ireen, daß es vor allem Townsends Verbrechergarde erwischt hatte. Keiner hatte überlebt. Alle waren dieser seltsamen Pest zum Opfer gefallen.

Ireen verstand das alles nicht. Sie glaubte nicht an übernatürliche Dinge, hatte auch keine Ahnung davon, daß es so etwas gab.

Anders Mike. Er unterhielt sich auf seiner Abteilung mit den Leuten und zog Erkundigungen ein. Als er sich ein Bild von der Sache gemacht hatte, wußte er, daß er irgendwie Damona informieren mußte. Wenn hier jemand helfen konnte, dann sie!

Die Klinik lag an der Long Avenue in San Francisco. Von den Fenstern aus war die Golden Gate Bridge zu sehen.

Telefonieren durfte Mike nicht. Keiner der Insassen kam an ein Telefon heran. Jede Panik unter der Bevölkerung mußte vermieden werden. Niemand durfte informiert werden.

Blieb nur noch die Flucht als Alternative.

Mike konnte sich das Risiko gut vorstellen, das eine Flucht in sich barg. Wahrscheinlich würden die Wächter nicht zögern, jeden Flüchtenden kurzerhand niederzuschießen.

Gab es keinen dritten Weg?

Mike ärgerte sich, daß man ihn von Ireen getrennt hatte. Zwar durfte er sie in den Gemeinschaftsräumen besuchen, aber das war auch schon

alles.

Vielleicht konnte er mit Ireen über einen Fluchtplan beratschlagen.

Irgendeine Möglichkeit mußte es doch geben, aus dieser Misere herauszukommen!

Mike durchquerte alle Sammelräume, aber nirgendwo konnte er Ireen finden. War sie auf dem Zimmer, das man ihr zugewiesen hatte?

Kurzerhand ging Mike zu einer der Krankenschwestern und erkundigte sich, wo Ireen zu finden war.

Natürlich kannte die Schwester den Namen nicht. Sie mußte erst rückfragen. Mike folgte ihr zum Telefon.

Sie wählte eine Nummer und sprach einige Worte in den Hörer.

Gleich darauf drehte sie sich zu Mike um.

»Wie hieß die Dame, sagten Sie?«

»Ireen«, entgegnete Mike. »Ihren Nachnamen hat sie mir nie genannt.«

»Würden Sie sie beschreiben?«

Mike beschrieb Ireen so gut es ging.

Die Schwester gab die Beschreibung durch. Kurz darauf drehte sie sich um.

»Tut mir leid, mein Herr«, sagte sie mit betretener Miene. »Aber die Dame ist infiziert. Vor fünfzehn Minuten kam bei ihr die Krankheit zum Ausbruch. Auf ihrer rechten Hand hat sich eine Beule gebildet…«

Mike mußte sich irgendwo festhalten. Nicht viel hätte gefehlt, und ihm wäre schwarz vor Augen geworden.

Wo war er da nur hineingeraten – und, was noch viel wichtiger war: Wie kam er hier wieder heraus?

Damona mußte her – aber wie?

»Was ist?« fragte die Krankenschwester. »Wird Ihnen auch übel?«

»Danke, es geht schon.« Mike riß sich zusammen. Er fragte sich, wo Ireen sich die Pest geholt haben könnte.

Nachdenklich verabschiedete er sich von der Krankenschwester.

***

Zufrieden sah Scravalla in seinen Spiegel. Sein Fluch erfüllte sich wieder einmal. Das letzte Pestopfer würde qualvoll dahinsiechen.

In diesem Augenblick kam dem Dämon ein anderer Gedanke.

Warum sollte er es Ireen so leicht machen?

Es gab doch eine viel bessere Methode, sich an ihr zu rächen…!

»Sterbet ab, schwarze Helfer!« murmelte er plötzlich einen unerwarteten Befehl. »Ich werde eure Arbeit selbst übernehmen!«

Nur Scravalla konnte sehen, wie die schwarze Staubwolke von Ireens Körper abhob und sich verflüchtigte. Lediglich die Pestbeulen am Körper der Frau zeigten noch an, daß sie hiergewesen war. Die Beulen verschwanden nicht.

Aber das störte den Dämon nicht.
Als Vampirdämon benötigte Scravalla nicht so viel Blut wie ein gewöhnlicher Vampir der niederen Klasse. Der Dämon konnte sich auch auf andere Art und Weise austoben und auch andere Nahrung zu sich nehmen. Außerdem schadete ihm das Tageslicht nicht.
Heute gelüstete ihn aber wieder einmal nach Blut: Nach dem Blut einer Frau, die ihn wegen eines anderen verlassen hatte.
Morris deaktivierte den Spiegel und verließ sein Schlafzimmer. Im Büro teilte er seinen Leuten mit, daß er wegfahren wollte und möglicherweise erst am nächsten Tag zurückkehren würde. Dann verließ er das Büro.
In der Tiefgarage nahm er sich einen Wagen und fuhr in Richtung Golden Gate Brigde. Er wußte, wo Ireen zur Zeit weilte.
Noch im Wagen veränderte Morris sein Aussehen. Er verwandelte sich in Perry Townsend.
Außerdem ließ er an seinem Scheinkörper einige Pestbeulen wachsen. So kam er garantiert in die Klinik hinein. Keiner würde ihm einen Stein in den Weg legen…
Bald würde ihm die Frau gehören, die ihn einst verschmäht hatte.
Er würde Ireen zur Vampirin machen, zu einer Dienerin, deren Fluch es war, sich jede Nacht mit neuem Blut versorgen zu müssen.
Scravallas Rache würde furchtbar sein. Morris fand, daß er das seinem alten Freund Fräser schuldig war.

***

Der Tag verstrich, ohne daß Damona etwas von Mike oder Ireen hörte. Langsam fing sie an, sich Sorgen zu machen.
Sie nahm den Seelenstein aus der Schatulle und versuchte Vanessa zu rufen.
»Mutter!« rief sie. »Mutter, melde dich!«
Es dauerte über fünf Minuten, bis sich Vanessas Gesicht auf der Hülle des Steins abzeichnete.
»Was ist, Damona?« fragte sie. »Du wirkst beunruhigt.«
»Das bin ich auch. Kannst du in meine Ebene hinübersehen. Hast du Einfluß auf diese Dimension?«
»Zumindest kann ich sehen, was passiert«, erwiderte sie.
»Warum?«
»Könntest du für mich herausfinden, wo Mike steckt? Ich mache mir Sorgen um ihn.« Sie erzählte ihrer Mutter, wo Mike hingegangen war.
»Ich werde es versuchen«, versprach Vanessa. »Aber das kann seine Zeit dauern…«
»Versuche es! – Bitte!«
Vanessas Gesicht verblaßte. Damona setzte sich in einen Sessel und wartete.

Träge verrann die Zeit. Eine Stunde verging, dann noch eine. Endlich erwärmte sich der Stein auf Damonas Brust, mit dem Vanessa normalerweise mit Damona Kontakt aufnahm.

Seltsamerweise sah dieser Stein genauso aus wie der Seelenstein.

Er mußte aus der gleichen Felsformation stammen oder zumindest genauso alt sein. Aber das tat jetzt nichts zur Sache.

Damona nahm den Seelenstein zur Hand. Deutlich war Vanessas Gesicht zu sehen. Es wirkte aufgeregt.

»Fahr sofort in Richtung Golden Gate Bridge!« sagte sie. Ihre Worte waren nur als Gedankenimpulse in Damonas Gehirn zu vernehmen, »Mike und Ireen wurden in eine Klinik eingeliefert. Sie stehen unter Quarantäne. Ein Dämon hat Townsends Leute durch magische Pestbakterien vernichtet. Auch Ireen soll daran sterben. Beeile dich – vielleicht kann ich für das Mädchen noch etwas tun. Nimm mich mit!«

Damona griff nach dem Stein und eilte zum Schrank. Rasch zog sie sich einen Regenmantel über. Den Stein steckte sie in ihre Handtasche. Dann rannte sie auch schon zum Aufzug und fuhr ins Erdgeschoß.

Vor dem Hotel nahm Damona ein Taxi und ließ sich zur Long Avenue fahren. Hundert Meter vor der Klinik ließ Damona den Fahrer anhalten, zahlte und stieg aus.

Der Regen hatte nicht nachgelassen. Es war ein trister Spätnachmittag.

»Wie komme ich hinein?« fragte Damona ihre Mutter. Den Stein hielt sie jetzt wieder in der Hand.

»Laß mich nur machen. Halte den Wächtern den Stein vor das Gesicht!«

Damona lief auf die Klinik zu. Am Portal standen zwei Wachtposten. Mutig lief Damona auf sie zu.

Nur Damona sah den Lichtstrahl, der auf den Mann zusauste.

»In Ordnung«, sagte der Posten. »Sie können passieren, Doktor!«

Auch beim zweiten Posten klappte es reibungslos. Fünf Minuten später stand Damona im ersten der Aufenthaltsräume. Hier fiel sie nicht mehr auf. Regenmantel und Handtasche hatte sie abgelegt.

Jetzt sah sie aus wie jeder Patient, den die Pest noch nicht gepackt hatte.

Im zweiten Sammelraum traf Damona mit Mike zusammen. Der staunte nicht schlecht, als er seine Freundin sah.

»Wie kommst du denn hierher?« Aber Erleichterung war ihm anzumerken. »Ich wollte dich unbedingt anrufen.«

»Ich weiß. Wo liegt Ireen?«

»Keine Ahnung«, gab Mike zurück. »Aber sie hat die Pest!«

»Auch das weiß ich. Vanessa hat mich informiert.« Sie sah sich um. »Wir müssen herausfinden, wo sie liegt. Vanessa kann vielleicht noch etwas für sie tun…«

»Fragen wir eine Krankenschwester«, schlug Mike vor. »Allerdings ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß sie nichts weiß…«

»Das macht nichts – ich versuche es!«

Bei der ersten Schwester hatte Damona kein Glück, obwohl sie den Seelenstein einsetzte. Aber dafür führte die zweite Krankenschwester Mike und Damona gleich hin. Es war höchste Zeit.

Als Damona die Tür öffnete, sah sie einen Mann, der sich über Ireen beugte.

Der Vampir wollte eben zubeißen…!

***

»Halt!« rief Damona.

Mike schob die Krankenschwester hinaus. Sie hatte nichts mitbekommen, da sie noch unter Einwirkung von Vanessas Hypnose stand.

Scravalla hatte eben zugebissen. Längst sah er nicht mehr wie Perry Townsend aus, aber auch nicht wie Phil Morris. Er hatte jetzt nur noch die schrecklichen Züge eines dämonischen Wesens.

Seine Hand war blutverschmiert, als er sich Damona zuwandte.

»Was wagst du es, mich zu stören, Menschenwurm!« fuhr er sie an und trat einen Schritt auf sie zu. »Wer stört Scravalla leichtfertig bei seiner Mahlzeit?«

»Damona King«, stellte Damona sich leichtfertig vor. Leichtfertig deshalb, weil Scravalla wegen dieser Vorstellung Damona Sophia in der Vergangenheit erkannt hatte. Aber das konnte Damona nicht wissen.

»Kämpfe mit ihm, Tochter!« erklang Vanessas Stimme in Damonas Gehirn. »Ich kenne Scravalla. Er ist mit Asmodis im Bunde. Wir müssen ihn in die Vergangenheit verbannen – in den Tempel seiner Väter!«

›Aber wie mache ich das?‹ dachte Damona.

Der Vampirdämon kam rasch näher. Er wollte Damona hypnotisieren, aber da griff Mike Hunter ein. Er sprang den Vampir an und warf ihn zu Boden.

Während Mike kämpfte, holte Damona sich die Instruktionen von ihrer Mutter. Es dauerte eine Weile, in der Mikes Position immer schlechter wurde.

Schon lag der Vampir auf ihm. Sein Mund sank langsam auf Mikes Gesicht herab. Noch konnte Mike ihn auf Distanz halten.

Damonas Blicke streiften Ireen. Das Mädchen sah nicht gut aus.

Sie verfiel zusehends. Der Dämon hatte sie übel zugerichtet.

Jetzt griff Damona nach dem Dämon. Sie hielt den Seelenstein in der Hand und drückte ihn gegen die Stirn des Vampirs.

Scravalla stöhnte auf und wälzte sich zur Seite.

Auf diesen Augenblick hatte Mike Hunter gewartet. So rasch es ging sprang er hoch.

Schon wollte er sich wieder auf Scravalla stürzen, aber Damona hielt ihn zurück.

»Kümmere dich um das Mädchen«, sagte sie. »Mit dem da werde, ich schon fertig!«

Der Vampir verwandelte sich wieder in Phil Morris. Weder Damona noch Mike kannten diese Identität, aber in diesem Augenblick schlug Ireen die Augen auf.

Sie erkannte Morris sofort. Ihre Augen weiteten sich.

»Morris!« rief sie aus. »Das…« Schon fiel sie wieder auf das Bett zurück und verlor das Bewußtstein.

»Morris?« wunderte sich Mike, aber er kombinierte sofort. »Dann war ein Dämon der Anführer der TIGERSHARK-Diebe…« Ein seltsamer Blick aus Mikes Augen traf den Vampir. »Sie sind also der berüchtigte Phil Morris. Jetzt verstehe ich auch, weshalb nur Townsends Leute von der Pest vernichtet wurden. Townsend ist wohl auch tot wie …?«

»Er war einer der ersten«, gab der Vampir zurück. Schon veränderte sich sein Aussehen wieder. Offenbar fürchtete er sich irgendwie vor Damona. Mike wußte nicht, ob es die Ausstrahlung des Seelensteins, Damonas magische Kraft oder Vanessas Energie war, die den Dämon so defensiv werden ließ.

Scravalla wich ans Fenster zurück. Draußen regnete es. Hinter grauen Wasservorhängen war undeutlich die Golden Gate Bridge zu sehen, das Wahrzeichen von San Francisco.

»Die Polizei hat sich über manche meiner Späße gewundert«, lachte der Vampir plötzlich los. »So habe ich zum Beispiel eine TIGERSHARK-Yacht vor den Augen der Wasserschutzpolizei unsichtbar werden lassen, ohne daß die Kerle gewußt hätten, was da vorging.«

»Davon habe ich gar nichts gehört«, gab Mike zurück.

»Weil die sich nicht blamieren wollten, ist doch klar«, meinte Scravalla. »Wer hätte denen denn geglaubt?«

»Genug des Schwätzchens«, sagte Damona entschlossen. »Ich kann dich leider nicht töten, Vampirdämon, aber verschwinden wirst du aus San Francisco – und zwar sofort!«

Der Dämon wimmerte auf, als Damona auf ihn zuging und ihm den Seelenstein auf die Stirn drückte.

Erstaunt sah Mike zu. Er hörte einige unverständliche Worte aus dem Mund seiner Freundin kommen, dann sank der Vampir plötzlich in sich zusammen.

»Du wirst schlafen, Scravalla!« sagte Damona mit beschwörender Stimme. »Die Seelen deiner Opfer werden dich jetzt hochtragen und im Tempel deiner Ahnen beisetzen. Verschwinde in die

Vergangenheit, Dämon. Und warte darauf, daß dich ein Unvorsichtiger wieder befreit…!«

Der Dämon sank in sich zusammen, wurde kleiner und war plötzlich verschwunden. An seiner Stelle blieb eine winzige kleine Statue zurück, die Damona in ihre Handtasche steckte.

»Der wäre weg«, sagte sie. »Hoffentlich kommt nie ein Unvorsichtiger zu ihm. Es wäre besser, er würde entweder nie mehr erwachen oder doch noch irgendwie getötet werden. Aber dazu brauche ich seine Achillesferse.«

»Vielleicht klappt es, wenn du die Statue vernichtest«, überlegte Mike.

Aber jetzt schaltete sich Vanessa ein.

Ihre Stimme war nun sogar von Mike zu vernehmen.

»Auf gar keinen Fall!« sagte sie. Der Dämon ruht fünfhundert Jahre in der Vergangenheit auf einer kleinen Kannibaleninsel. Dort hat Damona Sophia ihn vor zweihundert Jahren leider geweckt. Da es aber zwei Scravallas gegeben hätte, wenn damals dieser Scravalla auf der Welt aufgetaucht wäre, hat Asmodis ihn wieder einschlafen lassen. Der Vampirdämon lebt noch in dieser Gegenwart, aber er schläft. Er wird erst erwachen, wenn die kleine Statue vernichtet wird.

»Dann habe ich die Macht, ihn nie mehr erwachen zu lassen«, stellte Damona schaudernd fest. »Eine schreckliche Verantwortung, die da auf mir lastet…!«

»Du wirst es überstehen«, entgegnete Vanessa. »Aber kümmere dich jetzt um Ireen.«

Damona und Mike drehten sich zu der Kranken um. Sie hatte die Augen geöffnet und stierte an die Decke.

Plötzlich lief ihr Speichel aus den Mundwinkeln. Sie gurgelte und fing an, völlig sinnloses Zeugs zu lallen. Ein irres Flackern leuchtete in ihren Augen.

»Um Himmels willen!« rief Mike aus. »Sie ist wahnsinnig geworden!«

***

»Ihr Geist ist verwirrt«, stellte Vanessa aus dem Seelenstein fest. »Ihrer Seele kann nicht mehr geholfen werden.«

»Dann sind wir zu spät gekommen?« wollte Damona von ihrer Mutter wissen.

»Nicht unbedingt. Ireen kann ich nicht helfen. Aber nun kann ich Sophie einen neuen Körper geben…«

»Bitte?« Damona verstand nicht ganz.

»Ich erkläre alles später«, gab Vanessa zurück. »Jetzt müssen wir uns beeilen, um noch zu retten, was zu retten ist. Leg den Seelenstein auf die Pestbeulen und lasse ihn eine Minute auf jeder Beule liegen!«

Obwohl Damona nicht recht verstand, was ihre Mutter wollte, tat sie

doch, wie ihr geheißen worden war. Sie legte den Stein auf die größte Beule an Ireens Hand.

Damona traute ihren Augen nicht, als die Beule urplötzlich austrocknete. Die Haut färbte sich weiß und glättete sich. Nach einer Minute war nicht einmal mehr eine Narbe zurückgeblieben.

Nach und nach legte Damona den Stein auf alle Beulen. Zehn Minuten später war nicht mehr zu erkennen, daß Ireen von der Pest infiziert gewesen war. Ihr Körper sah jetzt so makellos aus wie eh und je.

Aber Ireen wurde nicht mehr normal. Ihr Geist blieb verwirrt.

Damona nahm den Stein auf und sah ihre Mutter an. »Und was jetzt?«

»Jetzt werde ich Ireen verwandeln«, erwiderte Vanessa. »Halte den Stein vor ihren Kopf.«

Als dies geschehen war, rasten bunte Lichtstrahlen aus dem Stein auf Ireen zu. Zuerst färbten sich die blonden Haare schwarz, dann schrumpfte Ireens Körper etwas zusammen, weil Sophia Tozzi kleiner war als Ireen.

Zuletzt veränderten sich Ireens Gesichtszüge. Sie blieb aber trotzdem schön.

»Mein Gott, da liege ja ich!« klang es in Damonas Gedanken. Die Hälfte in ihr, die Sophia war, hatte ihren Körper erkannt.

»Was soll das, Mutter?« fragte Damona. »Ich verstehe nicht. Sagtest du nicht, daß Sophia automatisch zurückkehren würde, wenn der Stein vernichtet ist?«

»Sophias Körper wurde in der Vergangenheit getötet«, rückte Vanessa jetzt mit der Wahrheit heraus. »Ich wollte es dir bisher nicht sagen, da ich noch nach einer Lösung suchte. Aber jetzt ist alles gut. Sobald der Seelenstein vernichtet ist, werden die beiden anderen Bewußtseinshälften *in* ihre ihnen zugedachten Körper zurückkehren!«

»Aber was wird aus Ireen?« schaltete Mike sich ein. Er hatte alles mitgehört. Alles war ziemlich verwirrend für ihn. Damona hatte ihm zwar einiges erzählt, aber die Sache mit der Bewußtseinsspaltung war ihm noch nicht erklärt worden.

»Ihr kann nicht mehr geholfen werden!« gab Vanessa hart zurück.

»Ich werde ihren Geist aus dem Körper verbannen.«

Ein Blitz zuckte auf den reglosen Frauenkörper zu. Ein lauter, herzzerreißender Schrei ertönte, dann war es vorbei.

»Sie ist erlöst«, sagte Vanessa. »Aber jetzt muß der Körper wieder bewohnt werden, damit er nicht abstirbt.« Sie zögerte. »Damona, ich werde Sophias Bewußtseinshälfte jetzt aus deinem Körper nehmen und umpflanzen. Mach dich auf einige unangenehme Minuten gefaßt.«

»In Ordnung«, sagte Damona und preßte die Lippen aufeinander.

Im Augenblick ging ihr alles viel zu schnell. Sie ahnte, daß ihre

Mutter diese Schritte lange überlegt und geplant hatte. Deshalb vertraute sie ihr auch.

»Entspanne dich«, ordnete Vanessa an. »Setz’ dich auf das Bett.«

Damona folgte der Anordnung. Mike stand wie ein überflüssiger Statist daneben und wußte nicht, was er zu tun hatte. Er konnte nur abwarten. Langsam ging er zu einem Stuhl, der in einer Ecke stand und setzte sich nieder.

»Jetzt!« sagte Vanessa.

Damona spürte ein hartes Ziehen in ihrem Kopf. Es war, als risse ihr jemand bei lebendigem Leibe das Gehirn heraus.

Aber der Schmerz war nur von kurzer Dauer. Damona stürzte in einen finsteren Abgrund, wurde sanft gebremst und zurückgetragen.

Einen Augenblick lang sah sie mit vier Augen. Sie sah sich selbst auf dem Bett liegen, und dann sah sie Sophia, die ebenfalls dort lag, nur daß sie zugedeckt war.

Von einem Augenblick zum anderen sah Damona überhaupt nichts mehr. Ihr Geist wirbelte zwischen einem Meer aus bunten Sternen umher, dann war die Trennung vollzogen.

Als Damona wieder zu sich kam, fühlte sie sich leer und ausgelaugt. Es war ein ähnliches Gefühl wie nach einer Blutspende.

Trotzdem merkte Damona bald nicht mehr, daß ihr zur Zeit die Hälfte ihrer Seelensubstanz fehlte. Langsam aber sicher kehrten ihre Kräfte zurück.

Als Damona die auf dem Bett liegende Sophia anblickte, schlug diese eben ihre Augen auf.

»Hallo, Bewußtseinspartnerin«, hauchte sie. »Jetzt sind wir wieder zwei…«

»Wie fühlst du dich?« fragte Damona. Ihre Stimme klang noch etwas belegt.

»Noch nicht komplett, aber glücklich«, erwiderte Sophia und lächelte. »Niemals vorher habe ich mich in meinem Körper so wohl gefühlt.«

Damona dachte mit einem unguten Gefühl an Ireen. Trotzdem wollte sie Sophia nicht sagen, daß sie eigentlich gar nicht mehr in ihrem eigenen Körper wohnte. Aber Ireen hätte mit der fleischlichen Hülle ohnehin nichts mehr anfangen können.

»Dann sehen wir mal zu, wie wir hier wieder herauskommen«, sagte Damona nach einer Weile, als sie sich wieder entschieden besser fühlte. »Mit Hilfe des Seelensteins dürfte das eigentlich kein Problem werden…«

»Ich bin trotzdem froh, wenn das Ding vernichtet ist«, sagte Mike.

»Irgendwie sehne ich mich nach London zurück – und natürlich nach King’s Castle in Schottland.«

»Übermorgen ist alles überstanden«, sagte Damona. »Ich bin froh,

wenn dieser Alptraum vorüber ist. Gehen wir!«

***

Der Hubschrauber knatterte über die ausgedehnten Schluchten der kalifornischen Landschaft. Von der Luft aus bot sich den Betrachtern ein herrliches Panorama.

In der Maschine saßen Damona King, Sophia Tozzi und Mike Hunter. Mike flog den Hubschrauber.

Damona fühlte sich nicht wohl. Ihre Mutter hatte ihr prophezeit, daß ihre schlummernden magischen Fähigkeiten so lange nicht zum Ausbruch kommen konnten, solange sie nicht mit ihrer zweiten Bewußtseinshälfte wiedervereint war.

Wenn bei dieser Mission hier etwas schieflief, dann würde nicht einmal die Todesangst Damona retten können.

Dieses Wissen bedrückte die junge Frau. Zwar hoffte sie, daß der Stein verhältnismäßig einfach zu vernichten war, aber das konnte auch täuschen…

»Dort unten bewegt sich was!« rief Mike aus und deutete nach vorn. Tatsächlich war dort der Boden in Bewegung. Erdschollen verschoben sich leicht. Alles ging mit einer geradezu zeitlupenhaften Langsamkeit über die Bühne.

»Ich geh' tiefer«, sagte Mike. »Das muß es sein!«

Damona nickte. Sie nahm den Seelenstein aus der Schatulle. Das Gesicht ihrer Mutter war längst nicht mehr zu sehen. Der Stein sah wieder ganz gewöhnlich aus.

Mike ließ den Hubschrauber langsam über der Felsformation kreisen. Immer wieder rollten Steine in die Schlucht. Abgründe taten sich auf und schlossen sich wieder. Eine knapp hundert Meter breite Bodenspalte klaffte plötzlich auf.

»Wenn das ein kleines Erdbeben ist«, wunderte sich Mike. »Wie sieht dann erst ein großes aus?«

»Die Spalte ist es«, sagte Damona. »Dort hinein werden wir den Stein werfen!«

Mike ließ den Helikopter jetzt so weit niedergehen, daß die Kufen fast den Boden berührten. Es war ein gefährliches Manöver, da der Grund trügerisch war.

Damona beugte sich hinaus. Noch hielt sie den Stein in ihrer Hand.

»Noch etwas weiter nach links!« rief Damona dem Freund zu. Im Knattern der rotierenden Luftschraube war ihre Stimme kaum zu vernehmen.

Aber Mike verstand. Gekonnt bugsierte er die Maschine in die angegebene Position.

Damona öffnete die Hand und ließ den Seelenstein fallen. Er fiel direkt in die Spalte.

Damona deutete mit dem Zeigefinger nach oben. Mike verstand und zog hoch.

In diesem Augenblick brach unten das Inferno los.

Ein schreckliches Heulen war plötzlich zu vernehmen, so als hätte jemand die Geister sämtlicher schottischer Spukschlösser auf einmal losgelassen. Ein Pfeifen und Fiepen hing in der Luft. Es übertönte sogar den Turbinenlärm.

Damona fragte sich, ob das die befreiten Seelen, waren, die solche Geräusche erzeugten.

Plötzlich füllte sich die Lavaspalte mit einer milchigweißen Flüssigkeit. Sie dampfte und floß träge dahin.

Bilder flossen in dieser Milch zusammen und auseinander und verschwanden.

Damona sah Tai-Lee. Das Gesicht entstand und verfloß. Dann erblickte sie Scravalla. Er lag in einem Sarg und schlief. Auch dieses Bild verschwand schnell.

Damona sah Vanessa, die ihr zulächelte. Das Piratenschiff der Vampirpiraten war zu sehen, dann eine explodierende Tigershark Yacht.

Damona erlebte die ganzen Ereignisse der letzten Wochen noch einmal im Zeitraffer durch.

Da stieg die milchige Flüssigkeit plötzlich auf.

Damona traute ihren Augen nicht, als ein gewaltiger, wohl über zweihundert Meter hoher Geist neben dem Hubschrauber aufwuchs.

Das Wesen mußte aus dem Seelenstein entstanden sein…

Wie gab es so etwas? Hatte Vanessa nicht gesagt, daß alles gut werden würde, sobald der Stein erst einmal zerrieben war?

Woher dann diese Spukerscheinungen?

Damona fand nur eine plausible Erklärung für diese Sache: Der Seelenstein war noch nicht zerrieben! Irgend etwas mußte schiefgelaufen sein!

»Geh tiefer!« rief Damona Mike zu. »Ich muß aussteigen!«

Mike glaubte sich verhört zu haben. »Bist du verrückt?« Ungläubig sah er seine Freundin an.

Damona fühlte, daß ihre zweite Bewußtseinshälfte noch nicht zurückgekehrt war.

Wenn sie ausstieg, dann begab sie sich in akute Todesgefahr…!

Aber sie mußte es tun!

»Geh tiefer!« rief sie Mike zu.

In diesem Augenblick griff der riesige Geist nach dem Hubschrauber.

Eisige Kälte wehte durch das Führerhaus. Eine Titanenfaust packte den kleinen Helikopter und warf ihn in die Höhe. Wenn die Insassen nicht angeschnallt gewesen wären, dann wären sie aus der Maschine geschleudert worden.

Der Hubschrauber stand auf dem Kopf. Mike wurde heiß und kalt.
Schon sackte die Maschine zu Boden.
Unten bewegten sich die Felsmassen. Rasend schnell stürzte der Helikopter darauf zu.
Würde er zwischen den Erdspalten zermalmt werden?

***

Noch einmal griff der Geist zu.
Er spielte mit dem Hubschrauber wie mit einem Ball. Ein zweites Mal warf er den Drehflügler nach oben.
Aber diesmal war das die Rettung!
Die Maschine kam wieder in die richtige horizontale Position.
Aber jetzt gab die Turbine ihren Geist auf.
In diesem Augenblick verschwand der Geist. Es war, als hätte es ihn nie gegeben.
»Ich muß es mit Autorotation versuchen«, murmelte Mike. Sein Gesicht nahm einen verbissenen Ausdruck an. »Trotzdem – auf diesem Boden zu landen ist reiner Selbstmord!«
Langsam ging die Maschine nieder. Draußen tobte jetzt ein Sturm.
Der Himmel hatte sich verdunkelt. Blitze zuckten zu Boden und schlugen überall ein.
Der Felsboden bewegte sich wie Wasser. Dort gab es keinen Zentimeter massiven Bodens mehr. Überall konnten die Steine nachgeben.
Mike versuchte alles, um die Turbine wieder zu starten. Noch gelang es ihm nicht.
Rasch kam der Boden näher.
Da knirschte es schon. Die Maschine hatte mit den Kufen aufgesetzt.
Mike versuchte die Turbine neu zu starten. Sein Herz schlug rasend. Jede Sekunde konnte sich der Boden bewegen und den Hubschrauber verschlingen.
In diesem Augenblick schnallte Damona sich los und sprang ins Freie.
Mike rief ihr etwas nach. Verzweiflung machte sich in ihm breit.
Trotzdem verlor er die Fassung nicht. Er durfte sich nicht gehen lassen, sonst war alles vorüber.
Er konnte nur hoffen, daß Damona wußte, was sie tat.
Die Turbine sprang wieder an. Sofort startete Mike die Maschine.
Aber er ging nicht auf große Höhe. Er wollte alles tun, um Damona so rasch wie möglich aufnehmen zu können, wenn etwas schieflief.
Die ganze Zeit über sagte Sophia kein Wort. Sie blickte nur gebannt nach draußen.
Mike hätte sich dafür interessiert, was jetzt in ihrem Kopf wohl vorging.
Damona sprang von Fels zu Fels. Hin und wieder gab der Boden

unter ihr nach, aber sie schaffte es immer wieder, feste Formationen zu erreichen.
Mike erschien das wie ein Wunder.
Er hielt die Maschine so dicht wie möglich über dem Boden. Damona mußte einsteigen können, wenn es brenzlig wurde – und wenn sie nur eine Kufe des Hubschraubers erwischte.
Da gab der Boden nach!
Damona rutschte in eine Erdspalte. Alles ging so schnell, daß Mike es gar nicht richtig mitbekam. Von einem Augenblick zum anderen war sie von der Bildfläche verschwunden. Der Erdboden hatte sie verschluckt.

***

Damona vernahm ganz deutlich die Impulse des Seelensteins. Der Wärmestein auf Damonas Brust hatte sich längst erwärmt. Vanessa wies Damona den Weg zum Seelenstein.
Noch war er nicht zerrieben. Damona wußte, daß sie nachhelfen mußte, wollte sie es doch noch schaffen.
Der Weg über den unsicheren Boden war schwer, aber Damona schaffte es immer wieder, den Tücken der Erdbewegung zu entkommen. Es war ein tödliches Spiel. Aber Damona fühlte die Impulse ihrer Mutter immer deutlicher. Sie wußte, daß der Stein nicht mehr weit weg sein konnte.
Plötzlich gab der Boden unter ihr nach!
Damona stürzte in den Abgrund, der sich so unverhofft unter ihr aufgetan hatte.
Weit klaffte die Felsspalte auseinander. Eine hohe Wand von drei bis vier Metern trennte Damona von der Oberfläche.
Wenn sich die Spalte nur nicht wieder schloß…!
Oben kreiste der Hubschrauber. In das Inferno der entfesselten Gewalten mischte sich das knatternde Geräusch der Luftschraube.
Damona sah den Helikopter nur kurz, dann verschwand er wieder aus ihrem Gesichtsfeld.
Plötzlich spürte Damona etwas!
Hier unten waren die Impulse des Seelensteins ganz deutlich!
Damona lief ein Stück die Spalte entlang. Die Impulse wurden immer klarer.
»Noch ein Stück!« flüsterte Vanessa in Damonas Kopf. Die Verbindung kam über den Wärmestein zustande. »Gleich hast du es geschafft!«
Da sah Damona den Stein plötzlich. Nie hätte sie geglaubt, daß sie unter all diesen Felsbrocken einen einzigen Stein erkennen würde, aber doch war es so.
Damona bückte sich und hob den Seelenstein auf.

»Wenn du nur schon zerrieben wärest, du blödes Ding«, sagte sie.
Ihr Atem ging heftig. Das Abenteuer strengte sie doch sehr an.
Da brach unvermittelt ein Stück weiter vorne die Erdspalte ein!
Sand und Geröll kamen herunter. Der Boden erzitterte.
Damona erschrak. Aber um sie herum geschah nichts.
Dafür hatte sich dort vorne eben eine Möglichkeit eröffnet, wieder nach oben zu kommen.
Sofort eilte Damona auf den Gerölleinbruch zu. Mühsam kletterte sie nach oben.
Noch immer war der Boden in Bewegung. In der Nähe schwebte der Helikopter über dem Boden.
Da sah Damona vor sich plötzlich eine kleinere Erdspalte, die sich zu schließen begann. Die Wände waren glatt und hart: festes Gestein!
Damona blieb stehen. Sie wußte, daß es ein Risiko war, aber vielleicht ergab sich hier eine Möglichkeit, den Seelenstein zu vernichten…!
Die Spalte war nicht tief. Als die beiden Abgründe nur noch wenige Zentimeter voneinander entfernt waren, ließ Damona den Stein hineinrollen.
Es knirschte, als die Wände gegeneinanderrieben. Der Seelenstein wurde von dem Gestein aufgenommen.
Plötzlich fühlte Damona, wie etwas in ihr Gehirn eindrang. Seltsame neue Erinnerungen wurden augenblicklich in ihr wach. Sie erinnerte sich an Abenteuer aus weit entfernter Vergangenheit, die sie nie erlebt hatte.
Ihre andere Bewußtseinshälfte war wieder da!
Damona mußte sich konzentrieren, um den neuen und ungewohnten Impulsen nicht zu erliegen. Da erwärmte sich plötzlich der Stein auf Damonas Brust.
Vanessa meldete sich!
Der Helikopter kam näher. Damona winkte und taumelte auf ihn zu. Dabei lauschte sie auf die Botschaft ihrer Mutter.
Sie war sehr kurz:
»Danke!« sagte Vanessa nur. Der Stein kühlte wieder ab.
Jetzt war der Hubschrauber heran. Sophia streckte die Hand nach Damona aus und half ihr hinein.
Mike startete durch und flog nach San Francisco zurück.
»Ich bin wieder komplett«, sagte Sophia, als Damona sich erholt hatte. »Ich bin ganz Sophia Tozzi!«
»Ich auch«, erwiderte Damona. »Wir haben es geschafft!«

***

Zwei Tage später flogen Mike, Sophia und Damona nach London zurück. Dort hatte Romano Tozzi längst wieder die Leitung des King-

Konzerns übernommen.

Er konnte es kaum fassen, als Damona ihm seine Nichte zurückbrachte. Überglücklich schloß er sie in die Arme. Nie hatte Damona den alten Tozzi so glücklich gesehen.

Nur über ihren Aufenthaltsort schwiegen sich sowohl Sophia wie auch Damona aus. Wie hätten sie Tozzi das auch erklären sollen?

Einen Tag wollten Mike und Damona noch in London bleiben, dann würden sie nach Schottland weiterfliegen.

King’s Castle wartete…

ENDE des Dreiteilers